Die Karawane

Vierteljahreshefte der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde

LUDWIGSBURG/WÜRTT. BISMARCKSTRASSE 30

ZWISCHEN TIBER UND NIL

Mosaik aus Vergangenheit und Gegenwart

Bild auf der Titelseite: Stumpf eines Geschlechterturms (links)
und Kapelle in Areopolis auf Mani (Peloponnes)

DIE KARAWANE

Heft 1 — 1962/63

ZWISCHEN TIBER UND NIL

Mosaik aus Vergangenheit und Gegenwart

Herausgegeben
im Verlag „Die Karawane" mit Unterstützung des
BÜRO FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE

INHALTSVERZEICHNIS

Seite

Prof. Dr. Ernst Kirsten
Ansprache beim Empfang unserer Teilnehmer bei seiner Seligkeit, dem Präsidenten der Republik Cypern, Erzbischof Makarios III . . 3

Dipl.-Ing. Architekt Max Bächer
Griechenland-Kreuzfahrt im Spiegel der Architektur (Schlußvortrag gehalten an Bord des MS „Jugoslavija" am 11. Mai 1962) 5

Prof. Dr. Joseph Wiesner
Dodona (Zitat aus „Olympos, Götter, Mythen und Stätten von Hellas") 17

Prof. Dr. Hermann Keil
Zu den Zeichnungen von Arnold K. Lutz . . . 18

Arnold K. Lutz
Gezeichnete Reiseerinnerungen 23

O.-Stud.-Dir. Dr. Berthold K. Weis
Zwei königliche Steine 31

August Ellerbrock
Eingesandt zum Logbuch 38

Dr. Vera Friederike Hell
Christliches Ägypten 39

Stud.-Rat Dr. Fritz Fezer
Ägyptische Reiseskizzen 45

Dr. Kurt Albrecht
Bilder aus Mani 51

Ansprache beim Empfang der Teilnehmer an der Kreuzfahrt
„ZU DEN GRENZEN DES ABENDLANDES“
am 5. Mai 1962
bei seiner Seligkeit, dem Präsidenten der Republik Cypern,
Erzbischof Makarios III.

Erzbischof Makarios III. empfängt Reiseteilnehmer der Karawane unter der Führung von Prof. Dr. Ernst Kirsten (ganz rechts am Bildrand)

Der Präsident führte in englischer Sprache etwa Folgendes aus: „Im Namen der Republik Cypern begrüße ich Sie herzlich und danke Ihnen für Ihren Besuch auf unserer Insel. Ich freue mich, daß ich ihn in wenigen Tagen in Bonn erwidern kann. Die Freundschaft zwischen unseren Ländern ist alt. Ich danke der Bundesrepublik auch für die Unterstützung, die sie bei dem Kampf für die Freiheit der Insel uns gegeben hat. Ebenso wünschen und hoffen wir Cyprioten, daß die Wiedervereinigung der beiden immer noch getrennten Hälften Deutschlands in einer nahen Zukunft möglich sein wird. Ich danke Ihnen und bitte Sie, die Gastfreundschaft unseres Landes weiter zu genießen“.

Professor Dr. Ernst Kirsten, Universität Bonn — auf dieser Kreuzfahrt wissenschaftlicher Chefreiseleiter der Karawane-Studienreise — antwortete im Namen der Teilnehmer und der gesamten Reiseleitung, in griechischer, türkischer und englischer Sprache.

(Griechisch:) „Die hier anwesenden deutschen Studienreisenden: Ärzte, Anwälte, Direktoren von Institutionen, Unternehmen, Ministerialabteilungen, Gymnasial-Lehrerinnen und -Lehrer, Universitätsprofessoren u. a. danken Ew. Seligkeit für die freundliche Aufnahme. Wir haben mit Freude die historischen Denkmäler der Insel gesehen, die Zeugnisse der alten griechischen und christlichen Vergangenheit. Cypern liegt zwar geographisch weit entfernt von unserer Heimat. Aber wir wissen, daß die Insel einmal im 12. Jahrhundert (1197) freiwillig im mittelalterlichen Feudalsystem ein Teil des Deutschen Reiches des Kaisers Heinrich VI. wurde. Unter der Franken- und Venezianerherrschaft hat das Volk von Cypern vielen deutschen Pilgern auf der Fahrt nach Palästina und zurück im 13. — 14. Jhdt. Gastfreundschaft gewährt, wenn sie krank oder hilfsbedürftig hierher kamen. Ihnen folgten im 19. Jhdt. die Archäologen, so M. Ohnefalsch-Richter, der über die Funde aus den phoenikischen Städten Cyperns schrieb, und seine Frau, die die Volksbräuche schilderte, dann Oberhummer, der Begründer der historischen Geographie und somit mein Lehrer, der ein Buch über ‚Die Insel Cypern, geographisch und historisch' verfaßte. So haben historische Beziehungen Cypern und Deutschland trotz der Entfernung verbunden. In der Gegenwart hat das selbst leidgeprüfte cyprische Volk Verständnis für die Leiden des geteilten Deutschland gezeigt. Wir erinnern uns genau der Worte Ew. Seligkeit auf der Belgrader Konferenz der blockfreien Staaten, im September 1961, über die Wiedervereinigung als Vorbedingung des Weltfriedens. Dafür und für die so freundliche Ansprache danken wir Ew. Seligkeit warm und herzlich.

Persönlich bitte ich mir die Ehre erweisen zu wollen, als ganz kleines Gast-Gegengeschenk einen Aufsatz über die älteste kirchliche Entwicklung von Cypern — aus dem Reallexikon für Antike und Christentum — anzunehmen. (Englisch:) Wir alle möchten dem Erzbischof Makarios als Präsidenten und den Behörden Ihres Landes für all die freundliche Hilfe danken, auch den Beamten in den Häfen, den Polizisten, die uns begleiteten und uns den Weg wiesen, Griechen und Türken. (Türkisch:) Wir danken den griechischen und türkischen Polizisten. (Griechisch:) ‚Es lebe das Volk von Cypern, es lebe Cypern, das seit Jahrhunderten kirchlich selbständig war, nun seit kurzem frei geworden ist und Autonomie besitzt — möge es frei bleiben in alle Zukunft, frei und autonom, (deutsch) es lebe Cypern'."

Dipl.-Ing. Architekt MAX BÄCHER-STUTTGART

GRIECHENLAND-KREUZFAHRT IM SPIEGEL DER ARCHITEKTUR

(Schlußvortrag, gehalten an Bord des M/S Jugoslavija am 11. Mai 1962)

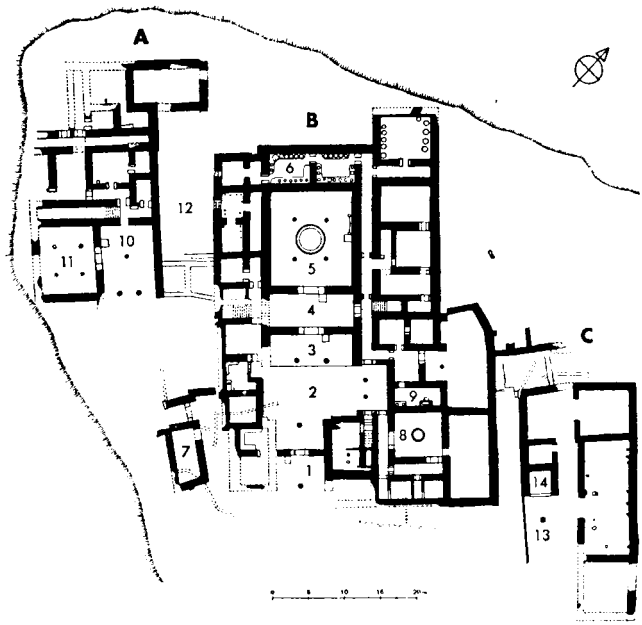
Meine Damen und Herren,

die Grenzen des Abendlandes liegen mehrere Tagesreisen hinter uns zurück. Seit dieses Schiff vor 14 Tagen an der dalmatinischen Küste entlang durch das jonische Meer dem Ziel unserer Reise entgegen fuhr, fühlen wir uns alle durch die unsichtbaren Fäden der Erinnerung mit jenen Plätzen verbunden, wo aufragende Säulenreste wie abgebrannte Kerzen nach einem Gottesdienst den einstigen Bereich griechischer Kultur und Kolonisation bezeichnen.

Es ist an der Zeit, Rückschau zu halten, und das Erlebte zu ordnen. Dabei soll das eine oder andere noch einmal aufgehoben und in anderem Licht betrachtet werden. Wenn diese Betrachtung aus der Schau des Architekten geschieht, so kann dies damit begründet werden, daß Architektur niemals nur auf Bauwerke beschränkt werden darf, die da stehen oder einmal da standen. Architektur ist ein Teil des Lebens, und Architektur ist ein Teil der Kunst. Als ein Teil des Lebens ist sie mehr als jede andere Kunstform vom Willen breitester Kreise abhängig und damit auch der getreueste Spiegel der Vergangenheit wie der Gegenwart.

Das erste Mal traf uns diese Erkenntnis, als wir nach der Fahrt durch das Felsentor von Navarino – Überreste von 100 Schiffen der türkischen Flotte unter der spiegelnden Oberfläche des Meeres, Zeugen des griechischen Befreiungskrieges, überquerend – den Fuß auf griechischen Boden setzten und in Pylos die Reste des homerischen Nestor-Palastes besuchten. Hier fanden wir im Megaron der Neleiden, die uns später als Stadtgründer von Milet und Priene wieder begegneten, die monumentale Form jenes Hauses wieder, das Einwanderer aus einer klimatisch ungünstigeren Heimat mitgebracht oder abgewandelt hatten und das zur Keimzelle griechischer und abendländischer Architektur vieler Jahrhunderte werden sollte.

Irgendwann einmal erwachte in der Menschheit das Bedürfnis, Monumente zu schaffen, Symbole zu formen für ihre Taten und ihr Schicksal, für ihre religiösen oder auch sozialen Überzeugungen, kurz für alles Verehrungswürdige. Während die Ägypter durch den Bau ihrer Pyramiden, durch physische Größe also, die Ehrfurcht vor der Gottheit zu steigern beabsichtigten und da-



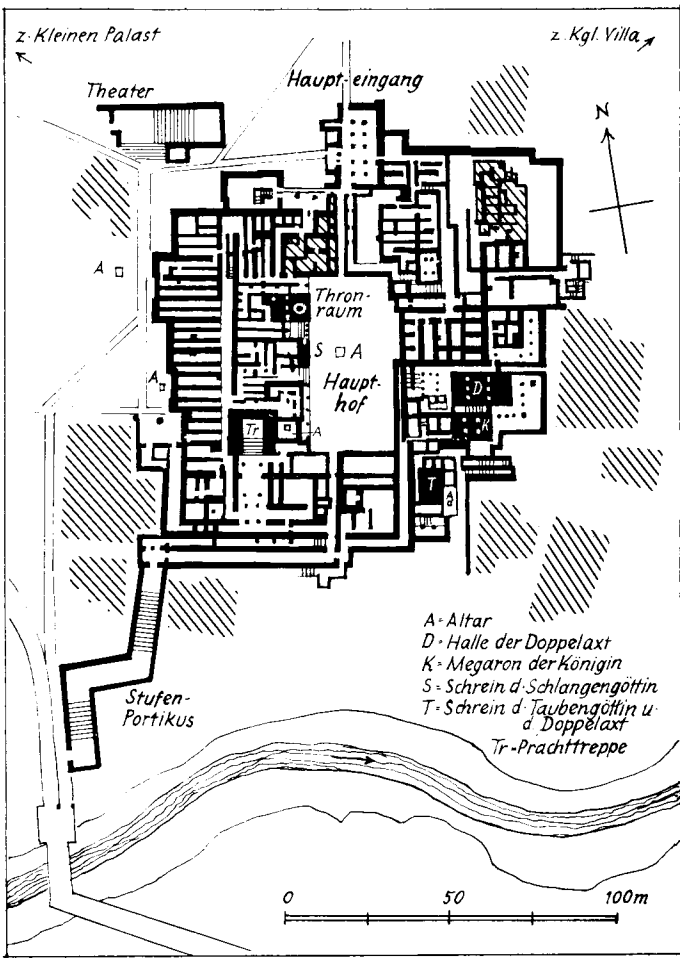
Alt Pylos: A Alter Palast, B u. C Neuer Palast

1 Toranlage
2 Hof
3 Vorhalle des Thronsaals
4 Vorraum des Thronsaals
5 Thronsaal
6 Magazine für Öl und Wein
7 Archivräume
8 Megaron der Königin
9 Bad mit Wanne
10 Vorhalle
11 Säulengestützter Hauptraum
12 Hof vom alten zum neuen Palast
13 Altar
14 Heiligtum

nach strebten, das Übermenschliche durch riesenhafte Maßstäbe auszudrücken, während die Pharaonen und die römischen Kaiser, die sich in ihrem Größenwahn Göttlichkeit anmaßten, ihre Untertanen mit übermenschlich großen Straßen, Achsen und Plätzen beeindruckten, benutzten die Griechen und ihre Vorfahren den Monumentalbau nur für höchste Zwecke, zur Verherrlichung ihrer Götter und in gewissem Grade auch ihrer Gemeinschaftsidee.

So wird das Haus des Gottes dem des Menschen nachgeahmt, und aus dem Herrensitz des mykenischen Landadels, dem monistischen Typ des geschlossenen Raumes, wird das Bauwerk für die Götter, der Tempel. An die Stelle des Herdes tritt das Kultbild. Aber vom Megaron aus Pylos bis zum Tempel der Athena

Plan des Palastes aus dem Karawane-Logbuch nach: S. Marinatos – M. Hirmer, Kreta und das myk. Hellas. Hirmer-Verlag, München.



Palast von Knossos (nach A. K. Lutz aus dem Karawane-Logbuch)

Parthenos ist es ein weiter Schritt. Wer die im Sumpf liegenden Trümmer der Hera-Tempel bei Kolonna zu lesen verstand, konnte dort die wichtigsten Stufen dieser Wachstumsreihe entdecken.

Der Wunsch, die Epoche zu überdauern, in der sie entstanden sind, Vermächtnis zu sein für zukünftige Generationen, verlangte nach einer dauerhafteren Ausführung, als Holz, Ziegel oder Schilf es waren. Irgendwann, vielleicht im 7. Jahrhundert, wurde die Entscheidung gefaßt, die Holzkonstruktion in Stein

zu übersetzen. Aber weder das Verlangen, dauerhaftere Bauwerke zu errichten, noch das Verlangen nach größerer Monumentalität kann diese Entscheidung völlig erklären. Gewisse monumentale Architekturen, jene von China und Japan zum Beispiel, haben nie diesen Schritt unternommen. Der Ise-Schrein in Japan wird alle 20 Jahre in seiner alten Form wieder erbaut, um ihn damit zu verewigen und ständig frisch zu erhalten. Der Formkanon des Holztempels, einmal gegeben, wurde als gut übernommen und weitergeführt. Die Wandlung des Materials entsprach jedoch einer Wandlung des Götterbildes, einer grundsätzlichen geistigen Neugeburt. Die Architekten jener Tempel waren Priester, wie ja viele freien Berufe auf den Priester-Beruf zurückgehen.

Während wir in den mythenreichen, manchmal heiteren, manchmal angsterfüllten Räumen eines Minospalastes in Knossos, dessen mit Lineal und rechtem Winkel entworfene zentripedale Hofarchitektur kaum Achse, Symmetrie oder Monument erkennen läßt, eine hochgezüchtete, virulente Zivilisation antreffen, der jedes Gefühl für die Formung des Raumes und des Körpers fehlt, steht auf dem griechischen Festland der Tempel als autarkes Element, als völlig in sich geschlossene, extravertierte Plastik.

Angesichts der vielen Tempel, die wir auf unserer Reise besuchten, wird es deutlich, daß es für die Antike kaum eine wichtigere Bauaufgabe gegeben hat, als die, ihrer Religiosität, ihrem Mythos und ihrer Geisteswelt im Sakralbau monumentale Gestalt zu verleihen, ihre Idee in Stein zu verkörpern.

Auch diesmal traten wir wieder nach steilem Aufstieg durch die Säulenschlucht der Propyläen auf die mächtige Kalksteinplatte der Akropolis, voller Spannung auf den Augenblick wartend, in dem das erhabenste griechische Bauwerk zwischen dem letzten Säulenpaar des Torbaus als edelste Verkörperung griechischen Geistes sichtbar wird. Wir lernten verstehen, warum es nie wieder einen so unerbittlich konsequenten Baustil wie den dorischen gegeben hat, dessen Einzelteile wie das komplizierte Räderwerk einer Maschine ineinandergreifen; denn in der Forderung nach Folgerichtigkeit und in der Ablehnung aller Unregelmäßigkeit liegt die Größe und die Gefahr des Dorismus, die Überschätzung der reinen Kalkulation, die schließlich dem Künstler alle Freiheit und Unabhängigkeit zu nehmen drohte. Wir gewannen die verblüffende Erkenntnis, daß bei einem genormten, typisierten und vorfabrizierten Bauwerk, wie es der dorische Tempel in letzter Konsequenz darstellt, nicht ein Bauteil mehr dem anderen gleicht. Entasis und Kurvatur, höchster

Tempel von Didyma

Grad der Verfeinerung und der Perfektion, korrigieren die Verzeichnungen des menschlichen Auges, die durch die Wölbung der Netzhaut entstehen. Intuition und Verstand triumphieren vereint über die Mängel des menschlichen Sehvermögens. Hier haben wir wahre Architektur. Hier wurden die Maßstäbe gesetzt, die wie die Maßstäbe eines Kuros von Piräus oder eines Poseidons aus dem Meere durch Jahrtausende absolute Gültigkeit bewahrt haben.

Dem dorischen Tempel gegenüber läßt sich kaum ein größerer Gegensatz denken, als etwa die riesenhaften Säulenwälder eines Tempels von Didyma oder eines Artemisions von Ephesus. Dort das menschliche Maß als oberstes Gesetz, hier Ausdruck der Herrschergewalt als Diktat für den Menschen.

Neben den Bauten für die Götter galt unsere Aufmerksamkeit jedoch in gleicher Weise den Stätten des Volkes, der Agora. Nie wieder nach dem 5. Jahrhundert, jener Zeit also, da die Lebens-

form, die wir die demokratische nennen, Gestalt annahm, ist soviel liebevolle Sorgfalt auf die Versammlungsplätze des Volkes verwandt worden. Auch hat die Stätte, wo die Entscheidungen des Volkes reiften und verkündet wurden, niemals wieder so ausgesprochen die physische und moralische Struktur der Stadt beherrscht, wie dies bei der Agora der griechischen Städte der Fall war. Bei der Frage nach dem Verhältnis der Stadtplanung und der Gesellschaftsordnung stoßen wir hierbei auf das kühne Experiment der Antike, — eines der aufregendsten, das die Menschheit erlebt hat, — auf jenes plötzliche Erwachen des individuellen Geistes, das sich so krass von dem gewaltigen Hintergrund der ägyptischen und orientalischen Tradition abhebt. In den Städten des nahen Ostens herrschte in der Mitte der Stadt entweder der Königspalast, das Grabmal oder der Tempel. In Griechenland jedoch bildet das Kernstück die Agora, der Versammlungsort der Bürger.

Es kann als sicher gelten, daß die Agora von Anfang an vor allen Dingen Versammlungsort war und nicht bloß Markt. Erst mit der Zunahme der Handels- und Gewerbefreiheit im 5. Jahrhundert machte sich der Handel auf der Agora breit. In der hellenistischen Zeit wurde die Agora von standardisierten Bauelementen, die die Wandelhallen, die „Stoa" bildeten, umgrenzt. Die Stoa selbst war raumbildendes Element der Agora ohne eigentliche Architektur. Gegen Regen und Sonne schützend, diente sie als Treffpunkt der Bürger und wurde zum Kristallisationspunkt der öffentlichen Meinung. Keine Baulichkeit ging direkt auf die Agora selbst hinaus. Die Staatsgebäude, Prytaneion, Buleuterion, waren mit der Agora eng verbunden, standen jedoch hinter der Stoa. Sie war ein Privileg der freien Bürger. Sie gehörte als integrierender Bestandteil zur demokratischen Konzeption des griechischen Denkens.

Noch eines kommt hinzu: In den griechischen Städten herrschte klare Ordnung nach Funktionen. Der Monumentalbau war den Göttern vorbehalten. Die Akropolis war nie eine Versammlungsstätte. Zuerst war sie der Sitz der Könige, dann, nach Abschaffung des Königtums, der der Götter, der geheiligte Tempelbezirk. Diese drei Stufen, zuerst die der Götter, dann die der Gemeinschaftseinrichtungen und schließlich die des privaten Lebens, erlebten nie wieder eine so klare Scheidung. Selbst in den patriarchalisch geordneten Städten des Mittelalters – der einzigen Epoche, die mit Vorbehalt als Fortsetzung der Antike angesehen werden darf — gingen die verschiedenen Funktionen durcheinander.

Hierin liegt auch der entscheidende Unterschied zwischen der Agora und dem Forum Romanum. Das Forum war eine völlig wahllos zusammengewürfelte Örtlichkeit. In Griechenland wäre es undenkbar gewesen, den carcer, das Gefängnis, neben das rostrum, die öffentliche Rednerbühne zu bauen! Von Anfang an vermengten die Römer Geschäftsleben, Rechtsprechung und öffentliches Leben. Doch neben den Verschiedenheiten zwischen Griechenland und Rom, die die Diskrepanz der Grundanschauungen hinsichtlich des Gemeinschaftslebens offenbaren, überwiegen die gemeinsamen Züge. Sowohl die Agora wie auch das Forum waren für den Fahrzeugverkehr gesperrt. Das Forum in Pompeji war um einige Stufen tiefer gelegt, während auf der Agora in Athen Trittsteine und Schwellen den Wagen den Eintritt verwehrten. Die Rechte des Fußgängers waren sakrosankt.

In Athen, in Ephesus und in Priene wurde uns die Bedeutung des städtischen Zentrums der alten Welt klar, und wer darüber hinaus das Glück hatte, zur Stunde des Pan die ausgebleichten Marmorsäulen der versunkenen Agora von Milet aus dem von Sonne getränkten Schilf ragen zu sehen, dem ist dieses Bild sowohl zum Sinnbild für Werden und Vergehen, als auch zum Beispiel für das Weiterleben des Geistes in den Ruinen geworden. Ohne nocheinmal auf die Vielzahl der Theater, die wir von den frühesten Anfängen auf dem Tanzplatz der Ariadne in Knossos bis zu der gewaltigen Architektur eines Schauspielhauses von Aspendos gründlich kennenlernten, einzugehen, wenden wir uns dem Brennpunkt aller geistigen und schöpferischen Kräfte von der Antike bis zum heutigen Tag zu, der Stadt, der Polis. Ihrem Wesen und ihrer Entwicklung galt auf dieser Reise unser besonderes Interesse.

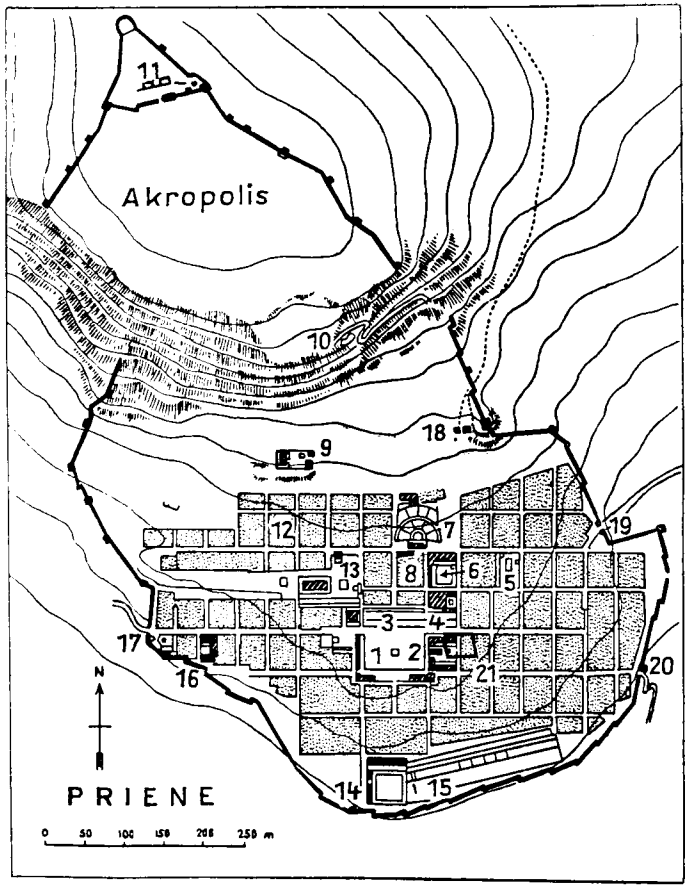
In Knossos und Mallia sahen wir im minoischen Städtebau die Grundzüge der Stadtanfänge als Landstädte, Fischer- und Hafenstädte, aber auch als Arbeitsplatz der Handwerker und Kaufleute unter dem Schutz der Feudalherren. Die vielräumigen Schachtelhäuser, deren Aussehen durch die kleinen, wie Spielzeug wirkenden Elfenbeintäfelchen im Museum in Heraklion überliefert ist, waren in ihrer Orientierung nach den kühlenden Ostwinden dem ägäischen Raum angepaßt und kennzeichnend für die minoische Stadt, wie für den minoischen Palast. Ein weiteres Kennzeichen war die Ausrichtung der auf verschiedenem Niveau mit eingestreuten Höfen und Lichtschächten liegenden Räume nach einem zentralen Innenhof, so zu einem intravertierten Gesamtbild vereinigt, dem keine äußere Formvorstellung zu Grunde lag. Als Bindeglied von der agrarischen Lebensform zu der der Städte und Paläste, von der Familien-

gemeinschaft zum organisierten Herrschertum bedeutet die kretische Entwicklung, deren prickelnde Lebendigkeit und spielerische Nervosität auch aus den Palastfresken spricht, einen entscheidenden Schritt am Anfang der europäischen Stadtentwicklung.

Ein weiter Schritt führte uns nach Kleinasien und Cypern, an die Stätten früher griechischer Kolonisation. Die Kernfrage jeder Kolonisation ist die Standortwahl, denn von ihr hängt das Gedeihen und Mißlingen des Planes ab. Oftmals wurden in dieser Frage die Anweisungen der Orakel-Priester benutzt, oder aber die der griechischen Stadttheoretiker, zu denen Plato, Hippokrates, Aristoteles und Pythagoras zählten, gehört. Die Lehre vom Städtebau galt als ein Teil der Staatstheorie, eine leider heute verloren gegangene Erkenntnis des Altertums. Was Hippokrates, der Arzt und Naturforscher an wichtigen Angaben zu diesem Thema mit den Forderungen nach Luft, Umgebung und Orientierung lieferte, hatte zweieinhalbtausend Jahre später im Jahre 1948 nichts an Gültigkeit eingebüßt, als auf dem internationalen Kongreß für Städtebau in der Charta von Athen die Grundlagen für die Stadtplanung der Zukunft festgelegt wurden. Nach Hippokrates ist das Temperament der Stadt vom Standort abhängig, „ob schlaff, wild oder genießerisch, denn alles, was vom Boden kommt, entspricht dem Boden selbst". Verwandte Gedanken werden von Plato und Aristoteles geäußert und Hippodamos von Milet, den man als modernen Stadtplaner anspricht, kannte sicherlich den Arzt aus Kos und die jonischen Naturphilosophen, darunter auch Pythagoras und dessen Vorliebe für Zahl, Proportion und Harmonie.

So tritt uns bei Wiederaufbau der in den Perserkriegen zerstörten Städte ein neuer Stil entgegen. Er zeigt sich in Milet und Priene in einer solchen Reife, daß man annehmen muß, der Stil sei schon früher vorbereitet worden. Es ist nicht zu vergessen, daß Darius schon 520 seine neue Residenz Persepolis nach einem Grundmodell anlegte, daß die Griechen ägyptischen und mesopotamischen Städtebau kennengelernt hatten und daß es schon vor Herodot griechische Reisende gegeben hatte, die den Orient besucht und städtebauliche Kenntnisse von dort zurückgebracht hatten.

Im älteren Milet kam der neue Stil erstmals zur folgerichtigen Ausbildung. Alle Erfahrungen der griechischen Kolonisation mit neuen Stadtgründungen konnten hier angewendet werden. Die Totalzerstörung gab die Gelegenheit zum Neuaufbau. „A disaster but an opportunity" sagte der Erzbischof von Canterbury nach der Zerstörung der Stadt Coventry im letzten



1 Agora (Markt) seit 350 v. Chr.
2 Zeus-Heiligtum 3. Jhdt. v. Chr.
3 Heilige Halle
4 Ekklesiasterion (Haus der Volksversammlung) 3. Jhdt. v. Chr.
5 Heiligtum der ägyptischen Götter um 240 v. Chr.
6 Oberes Gymnasium im Zustand 1./2. Jhdt.
7 Theater 3. Jhdt. v. Chr., Bühne um 150 v. Chr. und 2. Jhdt. n. Chr.
8 Kirche 5. Jhdt.
9 Demeter-Heiligtum 3. Jhdt. v. Chr.
10 Felstreppe und Hermes-Heiligtum
11 Byzantin. Burg-Erweiterung
12 Besterhaltenes Wohnhaus 4. und 3. Jhdt. v. Chr.
13 Athena-Heiligtum mit Tempel um 334 und 150 v. Chr.
14 Unteres Gymnasium um 130 v. Chr.
15 Stadion um 130 v. Chr.
16 Sog. Heiliges Haus (Alexandreion?)
17 Westtor, dabei Kybele-Heiligtum
18 Verteiler der Wasserzuleitung und Bastion 4. Jhdt. v. Chr.
19 Osttor 4. Jhdt. v. Chr.
20 Quellentor mit Naulochos-Inschrift
21 Byzantinisches Kastell 13. Jhdt.

(Plan nach Prof. Dr. E. Kirsten aus dem Karawane-Logbuch)

Krieg. Aber es scheint, daß nur die Antike die Kraft und die Einsicht besaß, solche Gelegenheiten zur Verbesserung der Zukunft zu benutzen.

In Priene saßen wir im provinziellen Theater einer kleinen Stadt, deren Ruinen heute etwas von einem verschlafenen Beamtenstädtchen haben, und sahen, wie in das strenge Schachbrett-System der Straßen mit den einheitlichen Parzellengrößen die öffentlichen Gebäude, wie Theater, Gymnasion, Ekklesasterion, Markt und Agora nach praktischen Überlegungen in leichter, widerruflicher Verbundenheit eingeordnet waren. Der überzeugende Rationalismus war das Geheimnis des Erfolges dieses Stadtplanes. Die Einfachheit der wirksamen Raumideen machte die Größe der Konzeption aus, wenn auch die Anpassung an den Steilhang von Priene nicht ohne bedenklichen Folgen war. Aber die Bebauungsgrenze hört am Berg oder Abhang einfach auf, ohne das Prinzip auf die Spitze zu treiben. Der Grieche erzwang nichts, er richtete sich ein. So wird auch die griechische Stadt ein Teil der Natur.

Eine andere Entwicklung folgt dem klassischen griechischen Städtebau: es ist neben dem autochthonen der imperialistische Städtebau, die Stadt des Hellenismus und Alexanders des Großen. Die Städte Alexanders und seiner Nachfolger sind ein getreuer Spiegel einer schöpferischen, von mannigfachen Ideen getragenen, heroischen Zeit. Dieser Städtebau ist geleitet von der Überzeugung der Griechen und Hellenen von der Überlegenheit der Stadt, d. h. der menschlichen Organisation in einer Polis über jede andere Lebensform des Menschen. Die Lehre Aristoteles, des Erziehers Alexanders des Großen, hat sich damit auf einem unvorstellbar breiten Felde ausgewirkt. Nach der Vorstellung Alexanders sollte die hellenistische Stadt durch Form und Geist die Umwelt im Barbarenlande verändern und so das Weltreich des Griechentums begründen. Ebenso wirkte aber diese Umwelt auf die politische, kulturelle und architektonische Idee der Stadt ein und verlieh ihr die Mannigfaltigkeit, die Brillanz und die schillernde Schönheit einer Begegnung zwischen Europa und Asien, zwischen Abendland und Morgenland. Ob sich Alexander bei seiner Absicht der kulturellen Durchdringung der eroberten Länder wohl der Tatsache der ungeheuren leeren Räume kulturfeindlicher Art und der Notwendigkeit, ihrer nomadisierenden Bevölkerung zu begegnen und standzuhalten, bewußt war?

Der Anspruch Alexanders, die ganze Welt durch die griechische Stadtkultur zu beglücken, das griechische Wunder allgemein zu machen und durch die Vermählung der Griechen und Perser ein Volk, eine Kultur und ein Reich zu begründen, stellte etwas

Die „Gruppe Bacher" im Theater zu Priene

Neues dar. Aber in der hellenistischen Stadt, wie in der römischen, ruhte der Städtebau nicht auf den Lebensformen der Regionen und den städtischen Wunschvorstellungen der Gemeinschaften, und damit entbehrte er auch der beiden Grundlagen, Landschaft und Volkstum. Hier lag die Schwäche dieser Kolonisation, wie auch aller späteren Kolonisationen. Darum stürzten die Städte dahin, wie in allen unterworfenen Ländern, eine leichte Beute der hereinbrechenden Herren der Steppe. Sowohl die Vorzüge, als auch das Versagen des hellenistischen Stadtbaus liegen im Hellenismus selbst begründet. In der Maßlosigkeit des Aufbruchs zum Weltstaat lag etwas Ungriechisches, lag die Hybris.

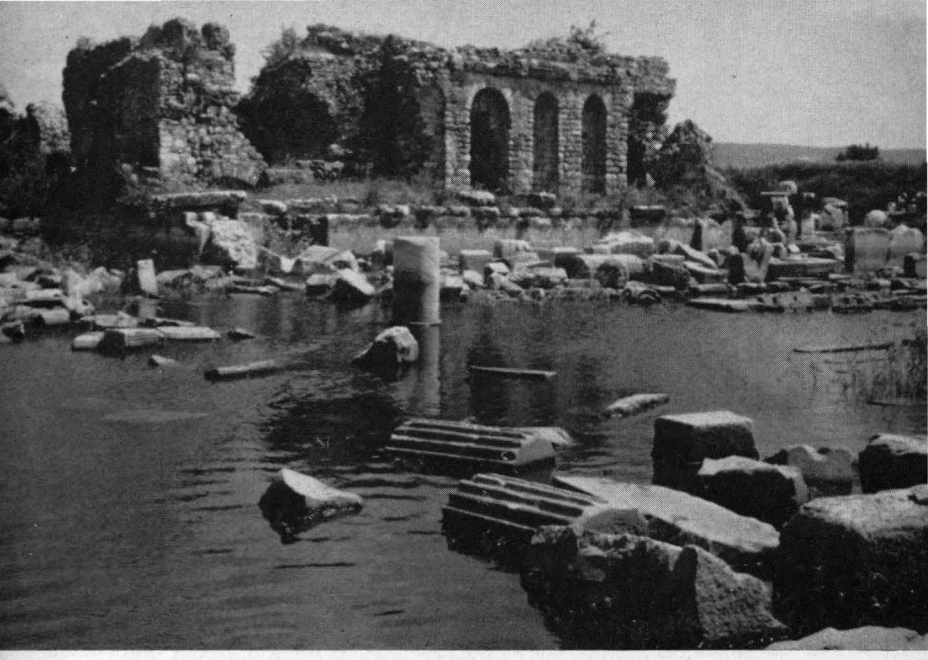
Alexander starb mit 33 Jahren. Seine Nachfolger sahen aber nicht in die Weite des genialen Jünglings, und so wurde die neue Stadt Alexanders zur Hochburg der menschlichen Würde, zur hellenistischen Stadt der Diadochen. Diese blieb eine Insel der Selbstverherrlichung im fremden Lande, ohne daß es zur Neugeburt kam. Der Gegensatz zwischen Stadt und Land, der Gegensatz zur Fremde wurde nie überwunden. Die eingesessenen Völker sahen mit Mißtrauen auf die Stadt der Steuereinnehmer, der Polizisten und Grundherren. Die Herrenrasse, jene hauchdünne, plutokratische Schicht, das waren die Bürger der hellenistischen Städte, aber die Grundschicht des Stadtvolkes gehörte

nicht zu dieser Welt. Sie genoß zwar die Vorzüge der Stadt mit den schönen Plätzen, den prächtigen Säulenstraßen, Bädern und Theatern, aber die Maßlosigkeit spottete der Menschenwürde. Am Ende des Hellenismus stand nicht die berückende Schönheit, die ihr Anfang versprach, sondern stürzende Säulen, verstreute Gesimse, verdunkelte Kellergeschosse, in die eine neue Lehre ein neues Licht brachte.

So stellt also die Geschichte jener griechischen Städte, die wir auf unserer Reise besuchten, mit ihren Wurzeln und durch ihre Standorte, mit alter Tradition und Erfahrung verbunden, einen Spiegel der antiken Welt dar und begleitet die Wandlung des griechischen Menschen vom kriegerischen Bauern zum streitbaren Städter. Was sich der Grieche bewahrte, das ist die Verbundenheit mit der götterbelebten Natur und die Freiheit, die der Menschenwürde entsprang. Der freie Bürger war es, der die ihm gemäße Welt schuf. Die Polis der goldenen Zeit erhellte sich, wie das Antlitz der griechischen Plastik unter der befreienden Geste edler Vernunft. Wenn in der Zeit der Stadtgründungen von Milet, Priene und Ephesus die Geschmacksbildung jener, die die Macht hatten, diese Städte entstehen zu lassen, ebenso durch Fehlinstinkte verbildet gewesen wäre wie heute: keine von ihnen wäre je Wirklichkeit geworden!

Des Griechen Stadt wurde in allen Bezirken und Anordnungen bis in die Einzelheiten von Plan und Architektur eine Welt freier Unverbundenheit, einzig unter das Gesetz von Hybris und Nemesis, Übermut und Vergeltung, gestellt. Dem Menschen, so sagt dies Gesetz, komme in allen Dingen dieser Welt ein Maß zu, über das er sich nicht ohne Strafe erheben könne.

Wenn wir auf dieser Reise an die Grenzen des Abendlandes die ungebrochene Aktualität dieses Gesetzes erkannt haben, dann war sie mehr als eine neue und gelungene Kreuzfahrt, dann hat sie einen tieferen Sinn erfüllt.



In den Trümmern von Milet

DODONA

Dem „den Gefährten von der Karawane" gewidmeten Buch Prof. Dr. Joseph Wiesners, „Olympos, Götter, Mythen und Stätten von Hellas"*), entnehmen wir zur Charakterisierung unseres 1963 zum ersten Mal in unserem Griechenland-Reiseprogramm aufgenommenen Ziel DODONA (mit wundervoll erhaltenem Theater) mit Genehmigung des Verlages die folgenden Zeilen:

„Das berühmte Orakel des Zeus von D., das in einem einsamen Tal der Landschaft Epirus lag, galt als das älteste in Griechenland und konkurrierte in der Überlieferung mit einer gleichnamigen, früh verschollenen Stätte des dodonäischen Zeus im pelasgischen Thessalien, wo die Siedlungsgeschichten bis in die Steinzeit zurückreichen . . .

Wie sich im bildlosen, heiligen Hain die älteste Form des Zeuskultes erhalten hat, so blieb im abgelegenen D. mit der Verbindung von Zeus und Dione die älteste griechische Vorstellung vom göttlichen Himmelspaar lebendig, die an anderen Stätten durch die beherrschende Gestalt der Hera verdrängt wurde. Die Taube als Erscheinungsform der Dione stellt sich in engen Zusammenhang mit dem Taubenkult im Bereich der Aphrodite, die in der Ilias als Tochter des Zeus und der Göttin Dione gilt; dieser in D. noch faßbaren Überlieferung von der Herkunft der Aphrodite steht die mit Zypern verbundene Vorstellung gegenüber, nach der die Göttin aus der ins Meer gefallenen Scham des von Kronos entmannten Himmelsgottes entsprossen sei."

*) Verkehrs- und Wirtschaftsarchiv Eike Techow-Verlag KG, Nieder-Ramstadt bei Darmstadt.

Prof. Dr. HERMANN KEIL

ZU DEN ZEICHNUNGEN VON ARNOLD K. LUTZ

I.

Diese Arbeiten aus den Jahren 1953 bis 1962 bedeuten eigentlich Blätter aus gezeichneten statt geschriebenen Reise-Tagebüchern. Dabei handelt es sich um ausgesprochene Bildungsreisen, denen deshalb die Attribute der Erholung nicht zu fehlen brauchen.

Die klassischen Reiseländer Italien und Griechenland, die Türkei und Ägypten bedingen von selbst anspruchsvolle Reiserouten und stellen reiche Programme auf. Bieten sie doch neben ihren Natur-Schönheiten weltbekannte Architektur-Denkmäler, die sich mit ihrem jeweiligen Stadt- oder Natur-Milieu einzigartig verschwistern. Der Felstempel von *Abu Simbel* und der *Apollontempel von Korinth,* die *Sultan-Achmed-Moschee* von Istanbul und die *Peterskirche* von Rom triumphieren als Dreistern-Sehenswürdigkeiten in ihren Ländern neben zahlreichen anderen von gleicher oder ähnlicher Bedeutung. Ihre historisch-architektonische Wichtigkeit geht beim Zeichnen von selbst in die Bilddokumente ein.

Lutz sucht zweierlei auf, das er zeichnerisch festhält: das wichtige Kunstobjekt und die typische oder pittoreske Natur als

Landschafts-Ausschnitt. Zur letzteren Gruppe gehören z. B. das Straßenbild mit der Windmühle aus *Mykonos* und der Blick von *Castel Mola* auf Taormina. Andere Ausschnitte wirken mehr beispielhaft für verwandte Motive im Sinne des Typischen; so die Straße in *Saloniki* oder jene von *Karnak*. Hier steht ein Ausschnitt stellvertretend für andere, ebenfalls mit Straßen, Häusern und Bäumen. Bildnerisch können sie breitgelagert und frontal oder tiefenmäßig gestaffelt aufgefaßt sein, wobei die Wahl von Quer- oder Hochformat meist schon durch das Motiv gefordert wird.

In kunsthistorischem Sinne bieten die Blätter ebenso die früher so beliebte „Vedoute", die besonders das 17. und 18. Jahrhundert kannte, als auch das „Architektur-Stück", von den Niederländern entwickelt und zu einer selbständigen Gattung erhoben.

Dem Künstler wird vor dem Architektur-Monument die Wahrung von Proportionen und Details zur notwendigen Pflicht. Also geht es hier mehr um die Darstellung als um die Gestaltung. Letztere kann dann einsetzen, wenn „anonyme" Motive ausgesucht werden, bei denen niemand das Vergleichbare erwartet oder anstrebt. Das ist fast nur bei dem Natur-Ausschnitt möglich. Es sei, daß bei der Architektur das malerische Moment gegenüber dem präzisen Baudetail überwiegt.

Der *Tempelhof von Karnak* muß für den Kunstfreund wiedererkennbar sein. Wo aber die Architektur nur ein Motiv im großen Naturausschnitt ausmacht, wird es ganz vom Standpunkt des Künstlers beim Zeichnen abhängen, ob sich Bild und Vorbild leicht oder schwer identifizieren lassen.

Somit geht es um Beides: Natur-Wirklichkeit und Natur-Wahrheit. Die Wirklichkeit allein ermöglicht auch der Foto-Apparat. Aber nur die Zeichnung mag beides zu vereinigen, da der einfühlende Künstler über das Sichtbare hinaus„schaut". Die tieferlebte künstlerische Wahrheit wird zum Hervorheben und Weglassen zwingen, was besonders in der Landschaft das Charakteristische zu steigern vermag. Das allbekannte und prominente Architekturwerk tritt als fordernder Herr auf, dem gegenüber das hingebende Dienen bei der Darstellung ganz im Vordergrund steht. Also liegt schon im Motiv jedesmal die Voraussetzung für die Gesamthaltung der Zeichnung. Diese wird aber weiterhin durch die Individualität des Künstlers bedeutungsvoll bestimmt.

II.

Im Sinne der künstlerischen Mittel haben wir es bei den Arbeiten von Lutz mit reinen Strichzeichnungen zu tun. Die Betrachtung zeigt aber, wie variiert der Strich sein kann, wie er sich ebenso durch das Zeichenmaterial als auch durch die künstlerische „Stimmung" verschieden ergeben kann.

Der Strich mit der Feder oder dem Filzstift liefert ganz von selbst unterschiedliche Wirkungen. Schon als reiner Federstrich wird die Federbreite die Zeichnung nachgiebiger oder souveräner erscheinen lassen. Der Strich kann anschmiegend verlaufen, streichelnd das Sujet umschmeicheln. Aber auch der kapriziöse Strich ist da, wie er tänzerisch über die Einzelheiten hinweg wandert und zu kalligraphischen Niederschriften zu führen vermag.

Die Klarheit der Zeichnungen von Lutz ist für deren Wirkung sehr wesentlich. Dabei geht es nie um überflüssige Taststriche. Mit großer Sicherheit in der optischen Aufnahme des Motivs wird die „Prima"-Zeichnung niedergeschrieben. Vorherrschend ist der Klarstrich, zumeist die isolierte Linie. Seltener treten einfache oder Kreuzschraffuren auf. Für letztere ist die *Sultan-Achmed-Moschee* ein gutes Beispiel. Was sich hier als Helldunkel in der Gesamtwirkung des Blattes ergibt, rückt aus dem Zeichnerischen heraus bereits zum Malerischen hin.

Eine eigentliche Modellierung als Volumenbetonung tritt selten auf. Die Architektur-Volumen ergeben sich von selbst durch die Grenzlinien und die Innenteilungen. Hier hat die Silhouette häufig eine entscheidende Bedeutung, die, günstig erfaßt, auf eine weitgehende Unterteilung verzichten lassen kann.

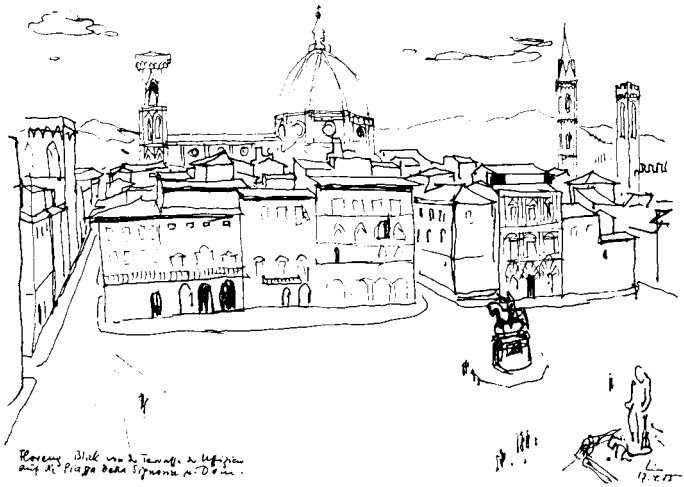
Bildraum entsteht bei Lutz schon durch die Überschneidung reiner Flächen. Für den Nahraum bedarf es dabei nur weniger Kulissen. Darstellungen von Meer im Vordergrund, Küstenstadt und erhöhter Bergsilhouette, so sparsam sie auch gewählt und gesetzt sind, führen zu reichen und sehr wirksamen Bildstrukturen. Dem Horizont wird bei Ansichten mit Hoch- oder Tief-Blick besondere Bedeutung zukommen. Bei der *Straße in Mykonos* erfolgt eine Hochstaffelung der Bildelemente, die bildmäßig sehr geglückt abschließt. Der vom Künstler bei der Ansicht von *Taormina* gewählte Standort führt zu einem Tiefblick, bei dem durch zahlreiche Kulissen ein weiter Fernraum aufgerissen wird.

Etwas Besonderes bedeuten die Filzstift-Zeichnungen, die sehr herrisch auftreten, mit gewaltsamen und vereinfachenden Strichen, die aber erst recht das Innenleben des Motivs einzufan-

gen in der Lage sind. Besonders bei den ägyptischen Zeichnungen stellen sie ein adäquates künstlerisches Mittel zu den Beispielen heroischer Architektur und Natur dar. Die Idylle wird sich dieser Art der Darstellung entziehen. Für sie setzt die zarte Feder ein, die der Intimität in besonderem Maße gerecht wird.

Ob Architektur oder Natur: der gut gewählte Ausschnitt in Verbindung mit einem charakteristischen Format bildet den Ausgangspunkt der Lutz'schen Zeichnungen. Als versierter Kunsthistoriker weiß Lutz über die Bedeutung des Objektes (hier der großen Architektur) bestens Bescheid. Wissen und Kunst verschmelzen harmonisch und ergeben sehr geglückte Formulierungen. Mit verschiedenem Temperament vorgetragen und im Sinne des „Wie" jeweilig mit dem geeigneten Stift dargestellt, wird die Skala der Lutz'schen Zeichnungen weit und reich. Der vom Objekt geforderten Treue steht die künstlerische Freiheit lösend zur Seite.

Wer die Sujets noch nicht auf Reisen erlebte, vermag durch sie verlockt zu werden. Wer sie kennt, wird bei ihrer Betrachtung ein freudvolles Wiedersehen feiern können.



ARNOLD K. LUTZ

GEZEICHNETE REISEERINNERUNGEN

Was man gezeichnet hat, das weiß man. Was einer so gesehen hat, daß er es weiß, das kann er auch zeichnen! Sich mehr als für den Sekundenbruchteil der Belichtungszeit mit einem Objekt zu beschäftigen — ihm vielleicht für eine Stunde (wer kann sich das heute schon leisten) oder wenigstens auf Minuten rasch skizzierend nahezukommen, wäre auch für den Nichtkünstler, für den oft zu Unrecht belächelten Dilettanten ein gutes Mittel zur Erinnerungs-Übung.

Als Reiseleiter Zeichnungen mit nach Hause zu bringen, ist eine besondere Kunst. Nicht allein die Kunst zu zeichnen oder zu malen! Denn hat er sich nicht um die Gruppe zu kümmern, geistig Erarbeitetes weiterzureichen, Erfahrungen aus früheren Reisen mitzuteilen, überhaupt Mädchen für alles zu spielen? Wozu den ganzen Katalog der Pflichten aufzählen! Kaum bietet sich während eines Aufenthaltes unterwegs eine kleine Zeitlücke für eine Skizze. Rar sind für den Reiseleiter freie Stunden, selbst an „Nachmittagen zur freien Verfügung". Deshalb können — soll man sagen „dürfen"? — für ihn die künstlerischen Ergebnisse nur Nebenprodukte sein, wenn auch wichtige und wertvolle.

Dunkel stehen noch sieben Säulen des archaischen Apollontempels gegen die Silhouette von Akrokorinth. Wer diesen Platz besaß, hatte den Schlüssel zur Peloponnes. Erinnerung: Gruppen von Deutschen, Franzosen. Griechische Postkartenverkäufer lenken ab vom Vortrag der Reiseleiter. — Unweit davon predigte einst auf der Agora Paulus den Korinthern.
Aber auch andere Bilder — nicht zu fotografieren und nicht zu zeichnen: die Durchfahrt bei Nacht durch den Kanal. Hindurchgleitend zwischen den hohen Wänden kann man sie fast vom Schiff aus berühren. Ein andermal Fahrt mit dem Autobus über die Brücke — Blick hinab in den tiefen Einschnitt durch die schmale Landenge. Verwerfungen durchziehen das weiche Gestein — immer wieder kommt es vor, daß bei Erdbeben Teile einstürzen und die Durchfahrt sperren.

Thessaloniki (Bild Seite 22)

Nicht der weiße Turm der Venezianer, der Bogen des Kaisers Galerius oder die Mosaiken von Hagios Georgios und die kleinen byzantinischen Kirchen: Apostelkirche, die Panhagia Chalkeon: nur ein abendlicher Besuch der alten Stadt bei der Akropolis, dem Heptapyrgion, in der Nähe des Vlatadon- und Latomouklosters sei verzeichnet. Die Besichtigungen liegen hinter uns, jetzt spricht nicht die Vergangenheit. Vor einer kleinen Taverne Männer im Gespräch, beim Brettspiel unter einer Platane. Im Hintergrund schimmert der Golf.

Mykonos (Bild Seite 24)

Ob es die letzte Windmühle ist, die ihre Flügel in die Luft streckt? Die letzte von so vielen? Die Segel sind auf den Stangen aufgerollt und festgezurrt. Stille. Kein Lüftchen regt sich, nichts bewegt sich. Blendend weiß reflektieren die Hauswände das Mittagslicht.

Von der Dachlucke dieser alten Mühle hinausblicken über die Insel, über die flachen Dächer zur Bucht. Im Gegenlicht schwimmt das heilige Delos — der Mittelpunkt der Kykladen, die Insel Apollons und der Artemis.

Durch das Gewirr der engen Gäßchen steigen wir hinab zum Hafen. Aus den Türöffnungen schauen freundliche Mädchen für einen Augenblick von ihrem Webstuhl auf die vorübergehenden Fremden. Andere wieder nähen aus diesen Stoffen bunte Röcke und Taschen, Hauben und Tücher. Sie verdienen wenig genug daran.

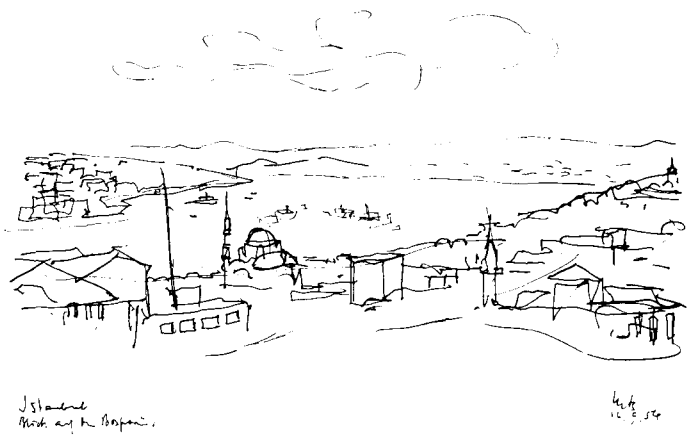
Istanbul. Sultan-Achmed-Moschee

Den ganzen Tag sind wir nun in der alten Stadt herumgewandert, durch Moscheen, Bazare und Museen. Nun warten wir auf die Gruppe, um ins Quartier zurückzufahren. Da lockt trotz aller Müdigkeit die Silhouette der (wegen ihrer gemalten Fliesen so genannten) „Blauen Moschee" zum Zeichnen. Im Licht einer Straßenlaterne entstehen die letzten Striche.

Assuan. Blick vom Katarakt-Hotel.

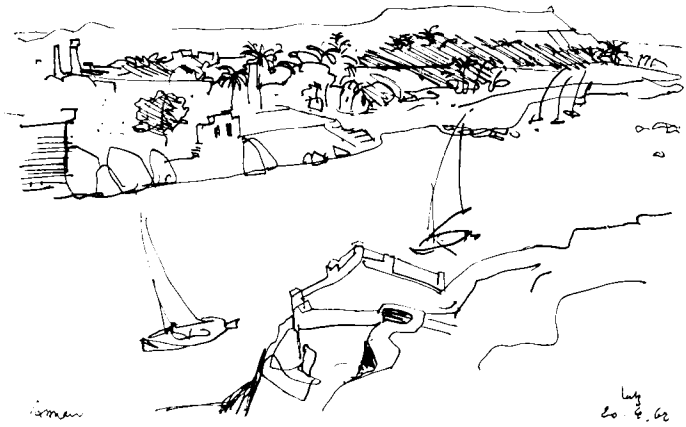
Drüben die Insel Elephantine mit dem Nilometer und den Ruinen der antiken Stadt, einst Handelsplatz und Festung seit dem Alten Reich. Wurde nicht der Dichter Juvenal wegen seines allzufreien Mundwerks in diese entlegene Garnison strafversetzt? — Die Wüste greift bis an das Nilufer, der Sand rieselt die Dünen hinab bis in den Fluß. Auf halber Höhe liegen die Felsgräber der Gaufürsten aus dem Alten und Mittleren Reich. Über allen auf dem Gipfel das Grab eines Schechs.

In der Hitze scheint eine Segelpartie oder gar ein Wettsegeln mit den schweren Booten einen Besuch der Altertümer aufzuwiegen. Der Schatten der Kitchener-Insel (mit allen Kulturpflanzen Afrikas) mag dann mehr locken als die antiken Steinbrüche oder ein Wüstenmarsch zum verlassenen Simeonskloster. Wenn noch Abd el Galil die deutschen Gäste an seinem Festtag zu einer Tasse Zimttee unter dem Schatten der Parkbäume einlädt und von seiner Wallfahrt nach Mekka erzählt, dann gehört auch das zu den Erinnerungen, selbst wenn es weder fotografiert noch skizziert worden ist.



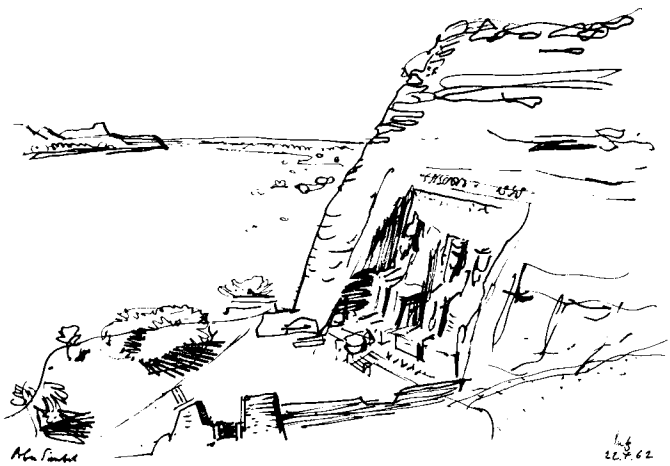
Karnak, Tempelhof mit der Säule des Taharka. (Bild Seite 25)

Wie klein wirkt der Mensch, hier am Eingang zum Hundertsäulensaal! In der Mittagshitze ist fast niemand hier. Die Gruppe ruht indessen bei eisgekühlten Getränken matt in den Sesseln der Hotelhalle. Leise summen die Ventilatoren.



Abu Simbel

Bei Mondschein und im ersten Sonnenstrahl waren wir am Tempel Ramses II. Die „Kordofan" lag vom späten Abend bis zum Vormittag neben dem kleinen Tempel. Erst von der Höhe aus erlebte ich Abu Simbel, wie ich es mir vorgestellt hatte. Nun konnte ich zeichnen und aquarellieren.



Reste einer Sphinxallee zu beiden Straßenseiten. Die Granitblöcke machen die Straße zu einer Avenue eigener Prägung. Zwischen Dattelpalmen schauen die Häuser aus Lehmziegeln hervor, umgeben von weißgetünchten Gartenmauern. Spielende Kinder und Frauen, die Wasser vom Brunnen holen (der hier schon ein Hydrant ist), Fremde in Pferdedroschken.

*

Arnold K. Lutz, geb. 27. 12. 1918. Kindheit, Gymnasium und Studium in Karlsruhe. Ein Jahr als Gast an der Karls-Universität in Prag. Ab 1939 Kriegsdienst und Gefangenschaft bis 1946. Fortsetzung des Studiums an der Techn. Hochschule Karlsruhe (Architektur) und Akademie d. bild. Künste. 1948 Staatsexamen als Kunsterzieher. Vertreten auf Ausstellungen u. a. in Paris, Heidelberg, Karlsruhe. Tätig in Karlsruhe. Studienreisen zwischen Lissabon und Ankara, Edinburgh, Stockholm und Assuan. Danach auch Reiseleiter seit 1958.

Dr. BERTHOLD K. WEIS-PFORZHEIM

ZWEI KÖNIGLICHE STEINE

Die Obelisken des Lateransplatzes in Rom und des Hippodroms in Konstantinopel

Das Jahrhundert Konstantins hat die zwei kolossalen Schaustätten derben Volksvergnügens in den beiden Reichshauptstädten, den Circus Maximus in Rom und den Hippodrom zu Konstantinopel, mit den beiden letzten vom ursprünglichen Standort wegverpflanzten ägyptischen Obelisken ausgestattet. Während der Obelisk der neuen Roma bis auf den heutigen Tag an seinem Platz verblieben ist, brachten die Jahrhunderte den Steinkoloß des Circus Maximus zu Fall und unter die Erde; Sixtus V. ließ ihn 1587/88 durch Matteo da Castello ausgraben und von Domenico Fontana auf dem Lateransplatz aufrichten. In allen anderen Punkten aber verbindet die beiden Monumente eine einzigartige Schicksalsgemeinschaft.

Beide sind Schöpfungen der Jahrzehnte um die Wende des 15. Jahrhunderts v. Chr., beide hatten ihren ersten Standort vor dem Amontempel zu Theben. Nach der altägyptischen Inschrift wurde der Obelisk des Lateransplatzes, mit fast 33 m der höchste unter den elf noch aufrecht stehenden Obelisken der Stadt Rom, auf Befehl des Pharao Thutmosis III. geschnitten und nach Theben gebracht; dort blieb er allerdings 35 Jahre lang liegen, bis ihn Thutmosis IV. „um den Willen des Vaters zu ehren" vor dem Amontempel aufrichten ließ. Der Obelisk des Hippodroms zu Konstantinopel wurde ebenfalls von Thutmosis III. — nach seinem Zug über den Euphrat — gestiftet und vor demselben Heiligtum aufgestellt. Verschiedene Umstände sprechen für die Vermutung, daß die beiden Monolithe nach altägyptischem Brauch als Obeliskenpaar vor der Südfront des 7. Pylons zu Karnak gestanden haben.

Als Augustus rund 1500 Jahre später daran ging, Obelisken aus dem zur kaiserlichen Provinz gewordenen Ägypten in die Hauptstadt seines Reiches schaffen zu lassen, tastete er diese beiden durch Alter und Größe besonders ehrwürdigen Steine nicht an. Klugredner des 4. Jahrhunderts, Schmeichler des Kaisers Konstantius (337—361), behaupteten, das technische Problem des höchst schwierigen Transports habe den Princeps vor dem Unternehmen der Verpflanzung gerade dieses, heute auf dem Lateransplatz stehenden Obelisken zurückscheuen lassen. Ammianus Marcellinus, der letzte bedeutende lateinisch schreibende Historiker der Kaiserzeit, erklärt jedoch im 16. Buch

seiner „Res gestae", Augustus habe dieses ehrwürdige Denkmal einer versunkenen Vorzeit aus religiöser Rücksicht unberührt gelassen. Erst Konstantin setzte sich über solche unzeitgemäß gewordene Pietät hinweg und ließ den Obelisken von seinem Platz entfernen, den er 1800 Jahre hindurch unversehrt behauptet hatte, und gab die Weisung, ein überdimensionales Transportschiff zu bauen, um den Steinriesen nach Rom zu bringen, wo er nach des Kaisers Willen aufgestellt werden sollte. Der Monolith wurde nilabwärts nach Alexandria geschafft; hier begann man mit dem Bau des Transportfahrzeuges, eines Seeschiffes, das von 300 Ruderknechten fortbewegt werden sollte. Inzwischen starb der Kaiser am 22. Mai 337 in Nikomedien; der Eifer für das Unternehmen flaute ab, und der Obelisk geriet in Vergessenheit. Erst Konstantins Sohn Konstantius ließ ihn, zum Alleinherrscher des Reiches geworden, nach Italien bringen, wo er in der Tibermündung bei dem Ort Vicus Alexandri, 3 Meilen vor der Porta Ostiensis, an Land gebracht wurde. Als Konstantius während der Zeit vom 28. April bis zum 29. Mai 357 zum ersten und einzigen Mal in Rom weilte, ordnete er an, daß der Obelisk zur Erinnerung an seinen Sieg über den Usurpator Magnentius (353) auf der Spina des Circus Maximus aufgestellt werden solle. Anschaulich schildert Ammianus Marcellinus den Transport auf der Via Ostiensis zum Circus und die technischen Einzelheiten der Aufrichtung. Auf der Spitze des Pyramidions wurde eine vergoldete Bronzekugel angebracht, die allerdings schon bald danach vom Blitz getroffen und dann durch eine ebenfalls vergoldete Bronzefackel ersetzt wurde. Auf der Basis des Monuments ließ Konstantius eine lobrednerische Inschrift einmeißeln; der Stein, auf dem sie stand, ist bis auf Bruchstücke verloren, doch wurde der Text im 16. Jahrhundert abgeschrieben und ist dadurch erhalten geblieben. Er ist ein Dokument kaiserlicher Eitelkeit und Selbstgefälligkeit:

Patris opus munusque suum tibi, Roma, dicavit
Augustus toto Constantius orbe recepto,
et quod nulla tulit tellus nec viderat aetas
condidit, ut claris exaequet dona triumfis.
Hoc decus ornatum genitor cognominis urbis
esse volens caesa Thebis de rupe revellit.
Sed gravior divum tangebat cura vehendi,
quod nullo ingenio nisuque manuque moveri
Caucaseam molem discurrens fama monebat.
At Dominus mundi Constantius, omnia fretus
cedere virtuti, terris incedere iussit

haut partem exiguam montis pontoque tumenti
credidit, et placido vexerunt aequora fluctu
litus ad Hesperium Tiberi mirante carinam.
Interea Romam taetro vastante tyranno
Augusti iacuit donum studiumque locandi
non fastu spreti, sed quod non crederet ullus
tantae molis opus superas consurgere in auras.
Nunc veluti rursus rufis avulsa metallis
emicuit pulsatque polos haec gloria; dudum
auctori servata suo cum caede tyranni
redditur, atque aditu Romae virtute reperto
victor ovans urbique locat sublime tropaeum
principis et munus condignis usque triumfis.

Vaterstiftung und eigene Schenkung weihte dir, Roma,
als er den Erdkreis wiedergewonnen, Augustus Constantius.
Was kein Land noch erfahren, kein Alter gesehen, gelang ihm:
ebenbürtigen Glanz zu verleihn seinen Gaben und Siegen.
Daß dieses Schmuckstück die Hauptstadt ziere, wollte des
[Hauses
Gründer und brach es von steingeschnittener Basis in Theben.
Schwerer bedrängte die Sorge, ans Ziel es zu schaffen, den
[Herrscher,
denn weder Geist noch Wille noch Kraft, so erklärte die
[ringsum
wandernde Kunde, bewege vom Platz die kaukasische Steinlast.
Aber der Welt Gebieter, Constantius, vertrauend, es weiche
alles dem tätigen Mut, gebot, über Länder zu rücken,
jenem wuchtigen Stück eines Bergs, übergab es dem trotzigen
Meer, und auf glattem Gewässer trugen zum Staunen des
[Tibers
sicher die Fluten den Kiel ans hesperische Ufer herüber.
Rom indessen verheerte der wüste Tyrann, und darnieder
lag des Augustus Gabe, darnieder der Aufrichtung Eifer,
nicht aus Unlust an der verschmähten, sondern weil keiner
glaubte, daß je in die Lüfte solch Riesengebild sich erhebe.
Heute jedoch, wie erneut aus roter Granitwand gebrochen,
schoß zum Himmel dies Ruhmeszeichen; das lange bewahrte
ward mit dem Tod des Tyrannen dem Stifter wiedergegeben.
Tapferer Mut gewann ihm den Einzug in Rom; als
[frohlockender
Sieger beschert er der Stadt dies ragende Mal und des
[Herrschers
Maß für Maß an Herrlichkeit gleichen Triumphen ein
[Denkmal.

Die geschilderten Vorgänge zeigen, daß dem Obelisken bei seiner Verpflanzung nach Rom ein ähnliches Schicksal widerfuhr wie bei der ersten Aufrichtung: er blieb mehr als zwei Jahrzehnte an der Erde liegen, bis er auf der Spina des Circus Maximus seinen neuen Standort fand. Als merkwürdige Duplizität mag es auch gelten, daß Konstantius, genau wie fast zwei Jahrtausende zuvor Thutmosis IV., die Aufrichtung des Obelisken als Erfüllung eines Vermächtnisses seines Vaters, als einen Akt der Pietät also, bezeichnet.

Eine Vermutung muß es bleiben, daß schon Konstantin es war, der die Entfernung des jetzt auf dem Hippodrom zu Konstantinopel stehenden Obelisken Thutmosis' III. von seinem Standort in Karnak und seine Verbringung nach der neuen Hauptstadt am Bosporus anordnete. Die Quellen verweigern die Auskunft hierüber. Aus einem offiziellen Schreiben, das der Kaiser Julian in der Zeit zwischen Mitte Dezember 361 und Mitte Januar 362 an die Gemeinde Alexandria richtete, wissen wir, daß Konstantius diesen Obelisken für die Stadt Konstantinopel bestimmt und für seinen Transport den Bau eines Spezialschiffes angeordnet hatte. Das Schicksal des römischen Obelisken wiederholte sich: Konstantius starb am 3. November 361 in Mopsukrene, ohne seine Absicht verwirklicht zu sehen. Doch sogleich, nachdem sein Nachfolger Julianus am 11. Dezember 361 in Konstantinopel eingezogen war, trat der Senat der Stadt an den neuen Herrn des Reiches heran mit der Bitte, den Obelisken aus Alexandria herbeischaffen zu lassen. Der Brief an die Alexandriner, mit dem der Kaiser diesem Ersuchen entsprach, ist ein höchst interessantes Dokument; da die Briefe dieses Herrschers, der den letzten Versuch einer Wiederherstellung des heidnischen Kultes unternahm, in deutscher Übersetzung nicht vorliegen und deshalb im allgemeinen nur dem Philologen und Historiker zugänglich sind, möge er in deutscher Übertragung hier stehen. Julian schreibt:

„Wie ich höre, befindet sich bei euch ein granitner Obelisk von bedeutender Größe, der jetzt auf das Ufer hingeworfen daliegt, wie sonst etwas vom verächtlichsten Abfall. Für diesen hatte der selige Konstantius ein Transportschiff bauen lassen, um ihn nach Konstantinopel, meiner Vaterstadt, zu befördern. Nachdem es ihm aber geschah, daß er nach dem Willen der Götter die vorbestimmte Reise von hier nach dort drüben antreten mußte, fordert die Stadt als meine Heimat, die mir näher zugehört als jenem, dieses Denkmal von mir, denn jener liebte sie wie eine Schwester, ich aber liebe sie wie meine Mutter; wurde ich doch in ihr geboren und aufgezogen und kann des-

Istanbul, Platz des Hippodroms

halb nicht undankbar gegen sie sein. Da ich aber auch euch liebe, und nicht weniger als meine Vaterstadt, gestatte ich, daß ihr bei euch mein ehernes Standbild errichtet. Unlängst hat man eine Kolossalstatue von mir angefertigt; wenn ihr diese aufstellt, besitzt ihr statt eines steinernen Denkmals ein ehernes, statt eines dreiseitigen Steins mit ägyptischen Schriftzeichen darauf das Abbild und die Gestalt eines Mannes, an dem ihr mit Liebe zu hängen behauptet. Auch die Mitteilung, daß manche ihm ihre religiöse Verehrung bezeigen und deshalb nahe seiner Spitze schlafen, überzeugt mich vollends, daß man ihn schon wegen dieses Aberglaubens entfernen muß; denn wer die dort Schlafenden sieht, inmitten all des Unrats, all des anstößigen Treibens, wie es sich an diesem Platz nun einmal findet, der glaubt nicht nur nicht an seine göttliche Weihe, sondern wird durch den Aberglauben der ihn Aufsuchenden selbst ungläubiger gegen die Götter gestimmt. So habt ihr auch aus diesem Grund noch mehr Anlaß, mit Hand anzulegen und ihn meiner Vaterstadt, die euch bei eurer Einfahrt in den Pontus so freundlich als ihre Gäste aufnimmt, zu schicken und, genau so wie zu ihrer Lebensmittelversorgung, auch zu ihrer äußeren Ausschmückung beizutragen. Es ist sicherlich nicht ohne Reiz für euch, wenn hier auch etwas euch Zugehöriges steht, auf das ihr bei der Anfahrt zur Stadt mit Vergnügen blicken könnt".

Wenn der Obelisk hier als „dreiseitig" bezeichnet wird, so betrifft das natürlich nur die augenblickliche Situation: am Boden liegend zeigt er dem Betrachter nur drei Seiten. Selbstverständlich ist das Monument, wie alle Obelisken, vierseitig; dreiseitige Obelisken gibt es nicht.

Auch Julian erlebte die Ausführung seiner Anweisung nicht mehr, denn er fiel bereits zwei Jahre später, am 26. Juni 363, auf seinem Feldzug gegen die Perser. Erst 27 Jahre nach seinem Tod wurde der Obelisk auf Befehl des Kaisers Theodosius im Jahre 390 unter der Leitung des Stadtpräfekten Proklos auf der Spina des Hippodroms zu Konstantinopel aufgestellt. Wie beim Obelisken des Lateransplatzes diente als äusserer Anlaß der Aufrichtung des Monolithen der Sieg des Kaisers über einen Usurpator, in diesem Falle über ein Usurpatorenpaar, d. h. der Triumph des Theodosius über Magnus Maximus (383—388) und seinen Sohn Flavius Victor. Das Aufstellungsjahr ist durch eine Mitteilung des Chronisten Marcellinus Comes, eines Illyriers aus der Umgebung Kaiser Justinians, gesichert. Die Basisinschrift ist in lateinischer und griechischer Fassung angebracht. Der lateinische Text lautet:

> Difficilis quondam, dominis parere serenis
> iussus et extinctis palmam portare tyrannis.
> omnia Theodosio cedunt subolique perenni.
> ter denis sic victus ego domitusque diebus
> iudice sub Proclo superas elatus ad auras.

Einst widerstrebend, trage ich nach der erlauchten Gebieter Weisung heute den Palmzweig nach der Tyrannen Vernichtung. Alles gehorcht Theodosius und seinem fortlebenden Hause. Also ward ich, in dreimal zehn Tagen besiegt und bewältigt, unter dem Richter Proklos empor in die Lüfte gehoben.

Der griechische Wortlaut ist in der sprachlichen Form noch unerfreulicher als der lateinische:

> Κίονα τετράπλευρον, ἀεὶ χθονὶ κείμενον ἄχθος,
> μοῦνος ἀναστῆσαι Θευδόσιος βασιλεὺς
> τολμήσας. Πρόκλος ἐπεκέκλετο, καὶ τόσος ἔστη
> κίων ἠελίοις ἐν τριακονταδύο.

Immer, die Erde belastend, lag die vierseitige Säule.
Erst Theodosius fand, sie zu errichten, den Mut.
Proklos berief sich der Kaiser zum Helfer, so stieg die [gewaltige
Säule in dreißig und zwei Sonnen empor und stand.

Der Name des Stadtpräfekten Proklos wurde nach seinem gegen Ende des Jahres 392 erfolgten Sturz herausgemeißelt und nach seiner postumen Rehabilitation im Jahr 396 wieder eingefügt. Die Spur dieses Vorgangs ist im Stein zu erkennen. Bei der Wiederanbringung des Namens unterlief in der griechischen Fassung durch die Schlampigkeit des Steinmetzen oder seines Vorgesetzten ein grober sprachlicher Fehler, der den Text in seiner jetzigen Fassung zu einer sprachlichen Unmöglichkeit macht. Von ähnlicher Nachlässigkeit zeugt auch die Tatsache, daß die Aufrichtung des Obelisken nach der lateinischen Inschrift 30, nach der griechischen 32 Tage dauerte.

Eine Streitfrage ist die zeitliche Einordnung der Basisreliefs, insbesondere die Identifizierung des auf der einen Seite im Kathisma den Rennen des Hippodroms mit drei Mitregenten beiwohnenden Kaisers. Während einzelne Archäologen die Reliefs bis in die Zeit Konstantins hinaufrücken wollten, scheint doch die größere Wahrscheinlichkeit für die Entstehung der Arbeiten in theodosianischer Zeit zu sprechen. Von Interesse ist auch der Umstand, daß der Obelisk mit seiner Basis zu einer uns unbekannten Zeit in eine Brunnenanlage umgestaltet wurde. Wie lange er als solche gedient hat, wissen wir nicht. Über die Schicksale des Obelisken in den Jahren zwischen 361 und 390 läßt sich nichts Genaues sagen. Aus der Basisinschrift geht hervor, daß er längere Zeit an der Erde gelegen hat und daß seine Wiederaufstellung Schwierigkeiten bereitete. Eine sehr viel spätere Quelle berichtet, der Obelisk sei aus Athen nach Konstantinopel gelangt. Man hat daraus die Vermutung hergeleitet, daß er auf der Fahrt von Alexandria nach Konstantinopel durch einen Sturm nach Athen verschlagen worden sei. Kaiser Julian weist in seinem Brief auf die bedeutende Größe des Obelisken hin. Seine Gesamthöhe beträgt in seinem jetzigen Zustand 19,59 m, wovon 16,92 m auf den Schaft und 2,67 m auf das Pyramidion entfallen. Gerda Bruns hat in ihrer zusammenfassenden Abhandlung über das Monument im 7. Band der Istanbuler Forschungen (1935) nachgewiesen, daß der Schaft des Obelisken am unteren Ende abgebrochen war und daß zwei Fünftel der ursprünglichen Länge fehlen. Die Höhe des Obelisken dürfte demnach über 30 m betragen haben. Er rückt damit auch größenmäßig in die Nähe des lateranischen. Die Zusammengehörigkeit der beiden königlichen Steine wird durch diesen Sachverhalt noch unterstrichen. Freilich wirkt der konstantinopolitanische Obelisk in seinem jetzigen Zustand gegenüber dem römischen etwas gedrückt, da die Basis unter dem vom Schutt der Jahrhunderte erhöhten Niveau des Platzes liegt.

Die spätrömischen Basisinschriften der beiden Obelisken vermitteln uns endlich auch einen aufschlußreichen Einblick in die Motive der kaiserlichen Urheber ihrer Verpflanzung an die neuen Standorte in Rom und Konstantinopel. Im Gegensatz zu den religiösen Absichten der Stifter dieser granitnen Sonnenweiser sprechen Konstantius und Theodosius unverhüllt das Verlangen aus, durch die Neuaufrichtung dieser monumentalen Steindenkmäler den eigenen Ruhm und die eigene Geltung zu verewigen. Im geistigen Wandel der Spätzeit, in der Um- und Neuprägung ihres Herrscherbildes und ihrer Kaiseridee dienen diese ehrwürdigen Zeichen eines versunkenen Kultes dem Selbstverherrlichungswillen der gottähnlich gewordenen und schließlich mit der Weihe göttlicher Sendung ausgestatteten Beherrscher des Reiches.

UNSER LOGBUCH

enthält den Hinweis, daß der Unglücksschütze, dessen Kanonenkugel 1867 das Pulvermagazin der Türken im Parthenon traf, ein deutscher Leutnant war — in venezianischen Diensten.

Herr A. Ellerbrock, Teilnehmer einer unserer Griechenlandreisen, zitiert nun, aus dem Wunsche heraus, daß die bescheidene Rolle des deutschen Leutnants bei dieser barbarischen Zerstörung nicht zu unseren Lasten überschätzt werde, aus Daru „Geschichte der Republik Venedig" (3. Bd. Seite 361):

„Man hatte sich nur noch des Hafens zu bemächtigen, den die Feinde an der Küste des saronischen Golfs besaßen, nämlich des Hafens von Athen.

Die Türken hatten daselbst eine starke Besatzung; Morosini ließ sie heftig beschießen und schmetterte, ohne diese alte Heimat der Künste zu respektieren, alles nieder, was von den herrlichen Denkmalen des Altertums noch übrig war. Bevor sechs Tage verflossen, war die ganze Stadt niedergebrannt oder zertrümmert. Eine Bombe Morosinis fiel auf das Parthenon, das die Türken zu einem Pulvermagazine gemacht hatten, und dieser berühmte Tempel bezeugte durch seine Trümmer, daß die Wut zivilisierter Völker den Künsten nicht minder verderblich ist, als die Wut der Barbaren. Nach dem Siege zerbrachen die Venetianer die Minervenstatue, während sie beschäftigt waren, dieses Werk des Phidias hinwegzuführen.
Athen kapitulierte und wurde ein Vorposten, mittels dessen die Venetianer ihre neue Eroberung decken konnten."

Dr. VERA F. HELL

CHRISTLICHES ÄGYPTEN

Neben den monumentalen und prächtigen Denkmälern der altägyptischen und islamischen Kunst erscheinen die Werke der Kopten zunächst gering und nehmen wenig Interesse der Reisenden für sich in Anspruch. Dazu sind sie meist schlecht erhalten; die alten Kirchen und Klöster liegen in Trümmern oder sind vielfach umgebaut. In den wenigen Museen sieht man fast nur Bruchstücke, zu deren Rekonstruktion der Betrachter nicht nur Phantasie, sondern eine erhebliche Kenntnis vom inneren Wesen des Koptentums haben muß. Leider ist gerade diese Kenntnis bei den europäischen Besuchern kaum vorauszusetzen, obwohl gerade sie mit den Kopten durch die Religion des Christentums verbunden sind. Da das Äußerliche und damit die bildende Kunst gegenüber dem Geistig-Religiösen zurücktritt, eröffnet sich hier dem Beschauer eine Welt von eigenartigem und strengem Reiz. Diese Kunst hatte trotz ihrer Bescheidenheit die Kraft, die Antike umzuformen und ihrerseits sowohl auf die byzantinische, wie auf die romanische Kunst einzuwirken, weniger durch überragende künstlerische Leistungen, als durch das religiöse Moment, das selbst den einfachen Äußerungen des Kunstgewerbes den Stempel einer gewissen Transzendenz aufzudrücken vermochte.

Etwa 2,5 Millionen der heutigen ägyptischen Bevölkerung gehören der ägyptisch-christlichen Nationalkirche an. Sie nennen sich Kopten, ein Name, der schon im Talmud als Bezeichnung für Ägypten auftaucht. Von den Arabern wurden sie „Kibt" (von dem griechischen Wort „Aigyptos") genannt. Aber erst im 16. Jhdt. taucht der Name Kopten in Europa auf. Früher bezeichnete man sie hier als Jakobiten, nach dem Mönch Jacobus Baradeus († 578), dem Begründer der syrischen monophysitischen Nationalkirche.

Ägypten war das erste völlig christianisierte Land der Erde. Nach der Überlieferung soll die ägyptische Kirche von dem Evangelisten Markus gegründet worden sein. Schon frühzeitig wurde in Alexandria ein Bischofssitz errichtet; im Jahre 190 ist dort eine Katechetenschule bezeugt. Dann aber erfolgte unter Septimius Serverus ein Rückschlag, denn im Jahre 204 verbot der Kaiser den Übertritt zum Christentum. Damit begann, mit zeitweiligen Unterbrechungen, eine Zeit der Verfolgung, die erst durch Konstantin d. Gr. (Kaiser von 324 bis 337), der das Land zu einer Diözese machte, beendet wurde. Die

Verfolgungszeit begünstigte die Entwicklung zum Einsiedler- und Mönchstum; im 3. und 4. Jhdt. entstanden die Klöster des Hl. Antonius und des Hl. Paulus in der Nähe des Roten Meeres, das Kloster el-Maharrah bei Manfalût, das bei Tabennêse, die Klöster im Wâdi Natrûn u. a. Auf dem Konzil von Nicäa (325) wurde der Lehrstreit zwischen dem Presbyter Arius, der den Sohn Gottes nicht als eigentlichen Gott ansah, zu Gunsten des alexandrinischen Patriarchen Athanasius entschieden, der den Sohn Gottes als mit dem Vater wesensein bezeichnete. Als unter Theodosius (379—395) das Christentum zur Staatsreligion erhoben worden war, kam es zu Ausschreitungen gegen die verbliebenen Heiden: Das Serapeum von Alexandria wurde zerstört, die Philosophin Hypathia (415) gesteinigt, viele Tempel wurden vernichtet oder zu Kirchen umgewandelt. Auf dem 4. ökumenischen Konzil zu Chalcedon, das 451 unter Einfluß des Papstes Leos des Großen stattfand, wurde die von dem ägyptischen Patriarchen vertretene Einnatur, die sog. Monophysitische Lehre verdammt, und der Hauptteil der ägyptischen Kirche spaltete sich von der Reichskirche ab. Seither erkennen die orthodoxen Kopten den Papst nicht an.

Bei der Trennung des West- und Oströmischen Reiches (395) wurde Ägypten naturgemäß zum letzteren geschlagen. Die Randlage und vor allem die religiöse Trennung bedingten eine Schwächung des Zusammengehörigkeitsgefühls und erleichterten das Eindringen der Araber, die nach dem Tode des Propheten Mohammed (632) unter seinem ersten Nachfolger, dem Kalifen Abû Bekr, in Ägypten einfielen und das Land 640 zu einer Provinz des Kalifenreiches machten. Unter den neuen Herrschern wurden den Christen zuerst keinerlei Beschränkungen in der Ausübung ihrer Religion und ihrer Sprache auferlegt. Aber im Jahre 705 wurde Arabisch die offizielle Landessprache, und unter den Abbassiden (750—863) fanden große Christenverfolgungen statt. Im 12. Jhdt. übernahm die koptische Kirche die arabische Sprache, und im 14. Jhdt. wurde diese als Lehrsprache in den Schulen und Klöstern eingeführt. Aber noch in dieser Zeit bestand um Luksor und Sohâg ein sehr wesentliches Zentrum der koptischen Kultur. Anfang des 16. Jhdts. verschwindet das Koptische ganz aus der Umgangssprache, heute wird es nur noch als unverstandene Kultsprache verwendet. Die Vertreter der beiden Religionen sind jetzt gleichberechtigt.

An der Spitze der Koptischen Kirche steht der Patriarch von Alexandria, der seinen Sitz heute in Kairo hat und der auch

die nominelle Oberhoheit über die äthiopische Kirche besitzt. Er wird von den Mönchen der sieben vornehmsten koptischen Klöster gewählt: Des Antonius-Klosters, des Paulusklosters, der vier Klöster des Wâdi Natrûn, des Klosters Maragh in Oberägypten. Die Priester tragen ein schwarzes Gewand, einen schwarzen oder dunkelblauen Turban (ursprünglich als Kennzeichnung gegenüber den Mohammedanern); sie haben ihr Haar in einen Knoten aufgesteckt. Eine Heirat ist möglich, bevor sie die Weihen erhalten haben. Es herrscht Monogamie, und es gibt keine Scheidungen. Ein Gottesdienst dauert über drei Stunden, weil die Gebete an den vier Hauptpunkten der Kirche wiederholt werden müssen. Er findet am Sonntag, Mittwoch und Freitag statt. Der Priester singt, begleitet von Choristen, die Gebete in koptischer Sprache, die arabisch wiederholt werden. Dazu wird eine Musik mit Triangeln und Zimbeln gemacht und viel Weihrauch verwendet. Der Ritus hat seit dem 6. Jhdt. keine wesentliche Weiterentwicklung erfahren. Die Fastenzeiten sind besonders lang und streng. Es sind alle tierischen Produkte verboten, auch Eier, Milch und Butter, — außer Fisch. Jeden Mittwoch und Freitag wird gefastet, ferner 43 Tage vor Weihnachten, 15 Tage vor Mariä Himmelfahrt und 55 Tage vor Ostern.

Die Festtage fallen nicht mit denen der katholischen Kirche zusammen, da die koptische Kirche nur für Verwaltungszwecke den gregorianischen Kalender übernommen hat, sich sonst aber nach dem julianischen Kalender richtet, so daß ein Unterschied von etwa 14 Tagen besteht, (z. B. wird Weihnachten am 7. Januar gefeiert). Das koptische Jahr beginnt am 29. August (= 1. Thot Altägyptens) und wird vom Jahre 284 an gezählt, dem Beginn der Herrschaft Diokletians und der Zeit der Märtyrer.

Die koptische Sprache ist die leicht veränderte Sprache Altägyptens, die in griechischen Buchstaben (Majuskeln) geschrieben wurde, denen sieben demotische Zeichen für Konsonanten, die es im Griechischen nicht gab, hinzugefügt wurden. Im 3. Jhdt. erschienen die ersten koptischen Schriften, — meist Übersetzungen der Bücher des Alten Testamentes, im 4. Jhdt. eine Übersetzung der Bibel. Ferner sind die Werke ägyptischer Mönche, wie des Antonius von Koma (251—356), des Pachomius (286—346), des Schenute, der das Weiße Kloster in Sohâg gründete, zu nennen.

Als durch das Edikt von 389 die heidnischen Tempel geschlossen wurden, konnte sich die koptische Kunst zunächst frei entfalten. Durch die arabische Eroberung wurde diese Entwick-

lung, nach einer Zeitspanne von nur zweieinhalb Jahrhunderten, aufgehalten, und die islamische Kunst gewann im Laufe der Zeit größeren Einfluß. Zeugnisse der koptischen Kunst, denen man bei einer Ägyptenreise begegnet, sind die Kirchen und Klöster, sowie die Gegenstände im Koptischen Museum in Kairo und im Griechisch-römischen Museum in Alexandria.

Nach der Schließung der Tempel wurden diese zum Teil als Kirchen verwandt (z. B. Karnak, Luksor u. a.). Man wählte dazu einen rechtwinkligen, in sich geschlossenen Raum, entfernte die Säulen, bewarf die Wände mit Lehm und bemalte sie mit christlichen Motiven. Als Vorbild für die Kirchen dienten syrische und römische Bauten, zumal in Syrien seit dem 2. Jhdt. zahlreiche Kirchenbauten entstanden waren. Bei den Neubauten bildete sich folgender Kirchentyp heraus, der in den Grundzügen an die altchristlichen Kirchen in Rom und Ravenna erinnert: eine dreischiffige Basilika mit 12 Säulen zwischen Schiff und Narthex, die Zahl in Hinblick auf die 12 Apostel. Häufig wurde ein Emporengeschoß eingebaut, das für die Frauen bestimmt war. Den Abschluß bildete ein offener Dachstuhl. Der Chor war kleeblattförmig gestaltet, bei einem äußerlich geraden Abschluß. Als Beispiel sei hier die Kirche Abu Serge in Alt-Kairo genannt. Vor dem Altar errichtete man steinerne Chorschranken, an deren Stelle später eine Ikonostasis trat. Bei der Kapitellgestaltung herrschte im 3. Jhdt. der altägyptische Einfluß vor, man übernahm häufig altägyptische Kapitelle. Im 4. Jhdt. griff man auf hellenistische und römische Kapitelle zurück und brachte auch figurale Darstellungen an, wie z. B. Herkules, Dionysos, Venus und den nemeischen Löwen. Bis zur arabischen Invasion waren die Kirchen und Grabkapellen mit Fresken geschmückt. Es wurden vorwiegend apokryphe Themen dargestellt. Man verwendete Naturfarben, bevorzugte gebrochene Töne und umrandete die Figuren gern mit einer schwarzen oder braunen Linie. Hier ist ein Einfluß der syrischen und alexandrinischen Malkunst spürbar. In den abgelegenen Klöstern, wie dem des Hl. Antonius und des Hl. Paulus, wurde die Ausschmükkung mit Fresken bis in die neuere Zeit beibehalten, während wir alte Beispiele an Ort und Stelle nur in sehr fragmentarischem Zustand haben oder auf die besser erhaltenen Bruchstücke im Koptischen Museum in Alt-Kairo angewiesen sind. Eine Vorstellung von den Klosterbauten der Frühzeit vermitteln besonders die Klöster im Wâdi Natrûn, die allerdings vielfach umgebaut wurden. Das Wâdi Natrûn, d. h. das Natrontal, ist ein 32 km langes Tal in der Libyschen Wüste, das

Abu Serge in Alt-Kairo

sich zwischen Alexandria und Kairo erstreckt. Von den 50 Klöstern, die hier im Mittelalter bestanden, haben sich vier erhalten, die auch heute noch ihren ursprünglichen Zweck erfüllen. Diese Klöster sind festungsartig angelegt. Auf einem viereckigen Grundriß erhebt sich eine 10—12 m hohe Mauer, die eine Stärke von etwa 2 m hat. Der einzige Eingang befindet sich an der Nordseite. In den Donjon (arab. Kasr), der die Mauer überragt und der mittels einer Zugbrücke zugänglich war, konnten sich die Mönche bei Gefahr zurückziehen und hier auch eine Belagerung durchstehen, denn neben einer Kapelle befanden sich Vorratskammern darin. Inmitten des Klosterbezirks steht die Hauptkirche, daneben das langgestreckte Refektorium, — in einem Fall mit einem langen gemauerten Tisch. Die Mönche wohnen in nebeneinanderliegenden Wohnungen, die sich an der Mauer entlang ziehen und aus je zwei Räumen bestehen. Ferner gibt es eine Mühle, eine Bäckerei, einen Garten und den lebensnotwendigen Brunnen. Von besonderem architektonischem Interesse sind die Kuppelwölbungen ohne Trompen oder Pendentifs.

Das Simeonskloster (Dêr Amba Hadra) bei Assuân ist die besterhaltene und größte koptische Klosterruine. Es hat seinen Namen nach einem Lokalheiligen aus dem 5. Jhdt. In dem Kloster, das auf einer Wüstenhöhe des Westufers liegt, lebten

zeitweilig über 180 Mönche. Die Klostergründung dürfte im 8. Jhdt. erfolgt sein, ein Neubau ist im 10. Jhdt. nachweisbar. Im 13. Jhdt. wurde das Kloster, das keinen Brunnen besaß und alles Wasser durch Kamele und Esel aus dem Nil herbeischaffen mußte, wegen dieser Schwierigkeiten aufgegeben. Das Kloster ist auf zwei verschieden hohen Felsterrassen erbaut und von einer 6 - 7 m hohen Mauer umgeben. Auf der unteren Terrasse steht die große dreischiffige Basilika, die aus dem 10. Jhdt. stammt. Von den Kuppeln, die einst das Mittelschiff überwölbten, hat sich leider nichts erhalten. Der Chor und das rechts davon liegende Baptisterium vermitteln ein gutes Bild des ursprünglichen Zustandes. Die Kirche ist von Grotten umgeben, die in den Felsen eingehauen sind und wahrscheinlich die Wohnungen der ersten Anachoreten darstellen. Auf der oberen Terrasse erhebt sich der einstmals drei Stockwerk hohe Donjon. Von den beiden erhaltenen Etagen kann man die untere betreten. Wie in unseren mittelalterlichen Klöstern besteht das Dormitorium aus einem langen Gang, an dem die einzelnen Zellen liegen. Von ihm aus kann man das Refektorium erreichen, einstmals ein überwölbter, zweischiffiger Saal mit Eßgruben anstelle eines Tisches. Imponierend sind die Wirtschaftsanlagen, die das Kloster zu einem kleinen autarken Staat machten.

Der Bestand in den Museen ist im wesentlichen den Ausgrabungen zu verdanken und der Sitte, in der Frühzeit auch den christlichen Toten Grabbeigaben mitzugeben, wie Schmuck, Amulette und Gefäße. Kostbare Stoffreste haben sich dadurch erhalten, daß man die Leibeshöhle der Verstorbenen mit Lumpen und balsamischen Stoffen ausfüllte. Diese Stoffreste zeugen von einer hochentwickelten Webtechnik, die teilweise schon an Gobelinarbeiten anklingt. Während die Kopten die Webkunst der alten Ägypter fortsetzten, übernahmen die Araber ihrerseits die koptische Fertigkeit. Im 3. und 4. Jhdt. herrschte die Leinenweberei vor; der Stil ist klar, mythologische Motive werden bevorzugt, die Technik ist einfach. Im 5. Jhdt. lag das Übergewicht bei der Wollweberei, christliche Motive treten nun auf, die aber so stilisiert sind, daß man nur mit Mühe das Thema erkennt. Die Stücke sind stark farbig, wie bei der Malerei sind die Figuren meist dunkel umrandet. Die bedeutendsten Werkstätten befanden sich in Tanis und Damiette. Von besonderem Interesse sind die Holzarbeiten, denn in einem holzarmen Land ist das Holz ein viel kostbarerer Werkstoff als bei uns. Wenn die Erzeugnisse auch nicht mit denjenigen aus der alten ägyptischen Zeit konkurrieren

können, so spricht aus den Reliefs doch stark der Wille zur Vergeistigung auf Kosten der naturalistischen, perspektivischen und schönlinigen Elemente. (z. B. Reliefs der Geburt und des Abendmahls in Abu Serge in Alt-Kairo, Türsturzbalken mit dem Einzug in Jerusalem aus el-Mo'allaka im Koptischen Museum). Unter den Metallarbeiten finden wir Geräte für den religiösen Kult, den häuslichen Bereich, Schmuck und Amulette, bei denen christliche Symbole wie Anker, Taube, Fisch und das Kreuz des öfteren auftauchen.
In einer einzigartigen Synthese verbinden sich bei den Kopten Überlieferungen der altägyptischen Kultur mit dem geistigen Suchen und dem Ringen um die Wahrheit des Christentums, wodurch sie zu ihrer Zeit mitbestimmend für die religiöse Entwicklung des Abendlandes wurden, — und fast nirgends kann man sich dem frühen Christentum heute näher fühlen als in Ägypten.

Unter Verwendung Brunner-Hell, Studienreiseführer durch Ägypten.
Verlag H. E. Günther Stuttgart. Erscheint im Sommer 1962.

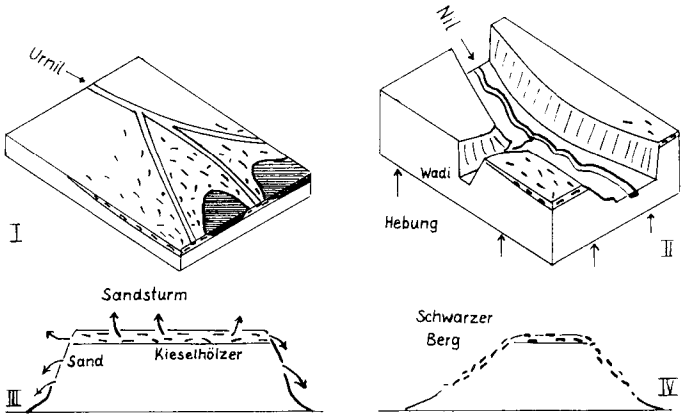
Dr. FRITZ FEZER

ÄGYPTISCHE REISESKIZZEN

I

Fahrt zum versteinerten Wald

Schön ist der Blick auf Kairo von der Zitadelle. Noch schöner mußte er von weiter oben sein. Daher ließen wir uns im Taxi zum „Casino Monte Bello" fahren, um das herum in den letzten Jahren eine prachtvolle Wohnstadt entstanden ist und wo immer ein feines Lüftchen weht. Dort oben konnte dann ein Straßenarbeiter auch den Weg zum Gebel el Kashab sagen. Am Mokattam Casino, einer Spielbank, hört die Straße auf, links zweigt eine Autospur ab, der wir nun in Richtung Ain Musa (Mosesquelle) – Sues folgen. Nach etwa 10 km steigen aus der gelben Wüstentafel schwarze Bergrücken auf; man könnte meinen, sie wären mit verdorrtem Gebüsch bedeckt, erst als wir einmal im Sand stecken bleiben, merken wir, daß es verkieselte Holzstücke sind. Beim Herausheben des Wagens leisten sie uns als Unterlage treffliche Dienste.
Vor 20 Millionen Jahren, im Oligozän, hat der Urnil aus Monsunwäldern Äthiopiens bei Hochwasser Araucarioxylon-Stämme herangeflößt und in seinem Delta verteilt, wo in die Poren Kieselsäure eindrang. Später wurde das Land gehoben, der Nil und die Wadis schnitten sich ein, der Sand wurde ausgeblasen,



I-IV Entstehung des „versteinerten Waldes"

auch neben und unter den Kieselhölzern, sodaß sie absackten und jetzt alle Hänge bedecken. Es war herrlich, von Stein zu Stein zu springen und auf den Gipfel zu steigen. Unserem Fahrer waren zu Fuß gehende Europäer offenbar noch nie begegnet, er wollte uns entgegenfahren und blieb gleich wieder stecken. Er kannte nur Asphalt, hatte aber zum Glück einen Wagenheber. Eine halbe Stunde brauchten wir für die Rückfahrt auf der Piste; auf der guten Straße vom Sender zur Stadt und am Nil entlang jagte er dann den Tachometer „zur Erholung" auf 100 hinauf, strahlte, streckte die Hände in die Luft und schrie „Taunus" als Kompliment für seinen Wagen und für uns, die wir aus dessen Heimat kamen.

II

Am Weg zum Neuen Damm

Wenn ein Auto in Kairo ausgemustert wird, kann es immer noch Taxi in Assuan werden. Aber die Hauptsache – es lief und brachte uns auf der glühend heißen Straße, auf deren Seite die meisten Sykomorenbäume abgestorben waren, nach Süden. Rötlich oder bläulich glitzerte der Wüstenlack auf den Granitfelsen und -brocken. Gegen diese Lichtfülle wirken die Schattenseiten der Wadis schaurig schwarz. Immer wieder erschienen kleine Zeltlager oder Blechhütten, in denen auf einem Feuer das Essen brutzelte, schließlich begegneten uns auch die Lastwagen, die jeweils etwa fünfzig zusammengepferchte Arbeiter zurückbrachten. Am Felsenhang über uns verlief der neue, über lange Strecken sauber gemauerte Bahndamm zur Baustelle, wo Hunderte von Fellachen den Granit mit einfachen Werkzeugen

Assuan, Baustelle des neuen Hochdammes 1961

brachen. Damals (Ostern 1961) wurden gerade die Stollen begonnen, die während der Bauzeit das Nilwasser aufnehmen sollen. Weiße Striche waren kerzengerade über Berg und Tal gezogen und markierten die Ränder von Dammfuß und Dammkrone, wie uns dann im Zelt am Modell klar wurde, obwohl der Flugsand die Neonröhren, die die verschiedenen Wasserstände markieren sollten, zugeweht und die Schalter blockiert hatte. Im alten Stausee, der ja schon 300 km lang ist, waren Boote vertäut und bohrten den Baugrund ab. Es war ein Bild, das man nicht vergißt: Arbeiterheere wie beim Bau der Pyramiden – daneben russische, schwere Lastwagen und ein moderner Wasserturm; ein granitenes Denkmal für ein Werk, das kaum begonnen ist, es aber dem ägyptischen Volk ermöglichen wird, aus dem unglaublichen Elend herauszufinden. Wir denken mit Stolz daran, daß die Pläne von Deutschen gezeichnet worden sind, und mit Bitterkeit, daß sie nun von Russen ausgeführt werden. Mehr Freude bereitet uns auf dem Rückweg das Stickstoffwerk, das BASF, Uhde und Citra für die staatlichen Egyptian Chemical Industries gebaut haben. Es konnte programmgemäß kurz nach dem Kraftwerk am Alten Damm in Betrieb genommen werden; sein Kalkammonsalpeter wird zusammen mit dem Wasser aus dem Neuen Damm die ägyptischen Ernten verdoppeln. Zwischen Werk und Stadt ist eine Siedlung von etwa fünfzig dreistöckigen Wohnblöcken entstanden, zuerst für die deutschen Monteure, die aber im Betrieb und in der Siedlung

jetzt mehr und mehr den ägyptischen Angestellten Platz machen. In der Mitte ist sogar ein Schwimmbad, das am einen Tag von Deutschen, am andern von Ägyptern benützt wird.

III

In der Befreiungsprovinz

Nördlich von Kairo fließt der Nil 1 m über der Wüstenfläche. Hier konnte die Revolutionsregierung gleich 1953 mit eigener Kraft das bewässerte Delta um 40 km nach Südwesten verbreitern. Der 18 km lange „Befreiungskanal" speist zahlreiche größere und kleinere, betonierte Bewässerungsgräben. Ihre Ufer sind zum Schutz gegen den heißen Wüstenwind mit Bäumen bepflanzt. Die neue Provinz ist aber mehr als nur ein Stück vergrößertes Delta, sie soll die Keimzelle des modernen Ägyptens werden. Es wird nicht mehr Baumwolle in Monokultur angebaut, sondern 20 % dienen als Weide, 20 weitere werden mit Getreide, der ganze Rest mit Obst und Gemüse bebaut. Hier stehen Haine von Mango-, Orangen- und Zitronenbäumen zwischen Feldern mit Melonen und Erdnüssen, Tomaten und Bohnen. Die Regierung stellt Saatgut, Maschinen und Zuchttiere zur Verfügung. Formell sind für jede Familie 2 ha Land eingetragen, aber das ganze Dorf arbeitet genossenschaftlich zusammen. Jedes Dorf ist auf 1400 Einwohner berechnet, die Kinderzahl soll 3 nicht übersteigen. Der Bürgermeister ist nicht mehr allmächtig, sondern hat einen Gemeinderat zur Seite. Einige Fabriken, z. B. eine für Schuhe, sollen vorerst den Bedarf der Provinz decken, später vielleicht auch exportieren.

Zunächst geht es auf der geteerten Wüstenstraße von Kairo Richtung Alexandria; nach 80 km biegen wir rechts ab auf einen festgestampften Sandweg. Das erste fertiggewordene Dorf der „Mudiriat el Tachrir" (Befreiungsprovinz) heißt „Om Saber" nach einer bei Sues gefallenen Frau. Auf dem Marktplatz steht eine Moschee, daneben der Wasserturm, Verwaltungsgebäude, Schule, Krankenstation und Kaufhaus. An den Nebenstraßen reihen sich Einfamilienhäuser, alle mit wärmeisolierenden Platten gedeckt. Die Bewohner tragen eine Art „Uniform der Arbeit", Schurzhosen und buntgewürfelte Hemden die Männer, lange wallende Kleider ohne Gesichtsschleier die Frauen. Die Siedler werden sorgfältig ausgewählt, sie sollen keiner extrem frommen Familie entstammen, lesen und schreiben können und gesund und fleißig sein. Wer Ägypten besucht, muß Nassers Musterprovinz gesehen haben, dann weiß man, wie das Land in 20 Jahren aussehen soll.

IV

Markt in Luxor

Eben waren wir noch im Tempelbezirk von Karnak gewesen. Unsere feierliche Stimmung wich auf der Fiakerfahrt am Nil entlang mehr einer heiteren, und in der Stadt Luxor hatte uns die Gegenwart wieder. Aber was für eine Gegenwart! Markt, wie er wohl vor Jahrtausenden im Anschluß an die Tempelfeste auch abgehalten worden sein mag. Die festen „Ladengeschäfte" – nach der Straße zu offene Vertiefungen in einem Haus – gingen in einfache Marktstände über, und in den Außenbezirken genügte ein Sack am Straßenrand als Ladentisch. Eine unserer Damen wollte Stoff für ein ägyptisches Frauengewand kaufen, wir schoben uns also in den gemächlichen Strom der Marktbesucher ein, fanden einen Laden, der in einem winzigen Raum so ziemlich alle in Ägypten gesehenen Stoffe fein säuberlich aufgeschichtet hatte. Wir hatten uns durch Zeichen bereits verständlich gemacht, als auch noch zwei englischsprechende Jungen auftauchten und uns zur besseren Qualität rieten, die immer noch spottbillig (in Preis und Qualität) war. Im Weggehen gesellte sich ein hagerer Greis zu uns, der trotz seines schäbigen Umhangs eine gewisse Würde ausstrahlte und sich als „Head of the Market" vorstellte. Überall wurde er ehrerbietig begrüßt. Er schaut nach rechtem Maß und Gewicht und sorgt für Ordnung. Die Preisgestaltung überläßt er aber ganz den Kaufpartnern. Eben riß z. B. ein Händler zwei auf dem Sack vor ihm sitzenden, schwarzvermummten Kundinnen einen Bund Zwiebeln aus der Hand und schrie sie an. Es mag „Und wenn Euch die drei Pfenning zu viel sind, dann behalt ich meine Zwiebeln" geheißen haben. Andere Händler hatten die verschiedensten Getreidearten in Körben am Straßenrand aufgestellt oder auf einem Sack ausgeschüttet. In der nächsten Straße gab es Gewürze, z. B. grüne Pfefferminze, in einer anderen Eisenteile zu kaufen. Als wir nach zehn Minuten wieder zurück kamen, feilschten die beiden Frauen immer noch um ihren Bund Zwiebeln.

V

Spaziergang durch Alt- und Neu-Edfu

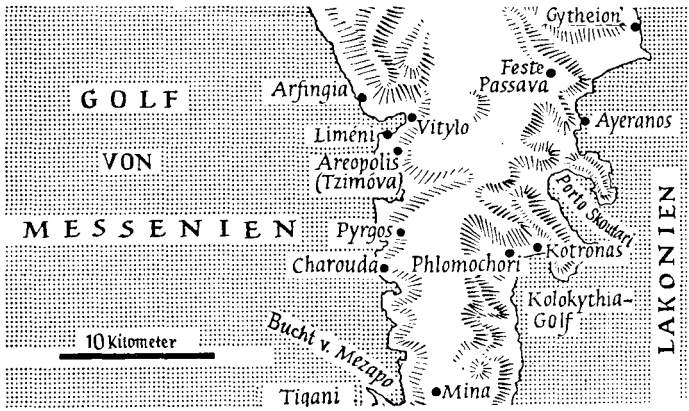
Von der Nilfähre waren wir in kleinen Kutschen zum Tempel gefahren und hatten vom Pylon aus das Tal und die Stadt überschauen können. Bis zum Abgang des Zuges war noch viel Zeit, daher entschloß sich eine kleine Gruppe, in aller Ruhe durch die Stadt zu spazieren. Die Kutscher schüttelten miß-

billigend den Kopf. In Kürze hatten wir einen Schwarm bakschischheischender Kinder hinter uns, hellhäutige Ägypter und dunkle Nubier; auch ein Bischarin-Mädchen mit seinen vielen, eingefetteten Zöpfchen folgte uns eine halbe Stunde lang, obwohl wir alle ignorierten. Die Bettelei war der einzige sichtbare Einfluß des Fremdenverkehrs in dieser weniger besuchten Stadt. In einem Palmenhain zerkaute ein Wasserbüffel ein Bündel Zuckerrohr. Die Sonne stand fast senkrecht, die Häuser warfen nur noch schmale Schatten; einige Schafe drängten sich an die Wand; ein Esel aber schlief in der prallen Mittagssonne. Ein Mekkapilger hatte seine Reiseeindrücke auf die Hauswand malen lassen – auch eine Art „Logbuch". Am Ende der Stadt lagerten Tausende von Getreidesäcken unter freiem Himmel – ein Zeichen des regenlosen Klimas. Jetzt zu Ostern war die Weizenernte bereits vorbei.

Dann gings steil hinab zum Hochwasserbett des Nils; quer durch den Schlamm waren Dämme aufgeschüttet, um in den Becken Wasser zurückzuhalten und später etwas einzusäen. Vorerst stolzierten zahlreiche weiße Kuhreiher ungestört herum. Auf der Bahnhofseite des Niltals hatte eine französische Kapitalgesellschaft für ihre Zuckerfabrik in Komo Ombo riesige Felder anlegen und bewässern lassen. Inzwischen ist sie in den Besitz des ägyptischen Staates übergegangen. Ihre Pumpen machen sie von der jährlichen Schwelle des Stroms im August unabhängig; man sät und erntet zu jeder Jahreszeit, es gibt also keine „Kampagne" wie bei unseren Zuckerfabriken. Auf dem einen Feld waren die Zuckerrohrpflänzchen erst vor ein paar Tagen gepflanzt worden, auf anderen waren sie schon mannshoch. Dann aber nahm ein seltsames Mauerrechteck unsere Blicke gefangen, es wurde von vielen kleinen Kuppeln überragt. Wir dachten, es wären zwei riesige Reihen von Ställen mit einem Hof in der Mitte, aber es wohnten Menschen in diesem „Reihenhaus". Wir waren etwas betreten, aber die Fellachen wirkten zufrieden, für sie war es ein Fortschritt. Hinter den Häusern war noch die Brenngrube zu erkennen, in denen die Ziegel für Mauern und Kuppeln gebrannt worden waren. Man wohnt also zum erstenmal nicht zwischen Wänden, deren luftgetrocknete Ziegel beim ersten Regenguß, spätestens aber nach ein paar Jahren zu Staub zerfallen.

Dr. KURT ALBRECHT

BILDER AUS MANI



Kartenausschnitt von der Halbinsel Mani nach P. L. Fermor, „Mani"

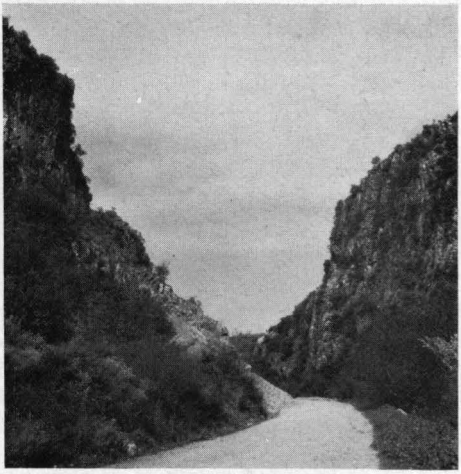
Mani — ein geheimnisvoll klingender, wenig bekannter Name, so seltsam wie die Landschaft, die er bezeichnet.

Mani ist der Name der mittleren, am weitesten nach Süden vorspringenden Halbinsel der Peloponnes zwischen dem Lakonischen Golf im Osten und dem von Messenien im Westen. Der Taygetos durchzieht das ganze Land bis zum Kap Matapan, der südlichsten Spitze des Landes.

Von Kalamata führt nur ein, für den modernen Verkehr unbenutzbarer, Karrenweg gen Süden, von Gythion eine einzige Straße über Areopolis, der „Hauptstadt" des inneren Mani, noch eine Strecke, schlechter und schlechter werdend, entlang der Westküste gen Süden. Noch sind die Arbeiten, diesen entlegensten Teil Griechenlands zu erschließen, erst in den Anfängen im Gange.

Ich hatte durch Zufall Patrick L. Fermors Buch* über dieses Land in die Hand bekommen und benützte Ostern dieses Jahres, als die „PHILIPPOS" vor Gythion lag, die Gelegenheit, mit einem Taxi von diesem Hafen aus gen Westen zu fahren, ins „Innere Mani".

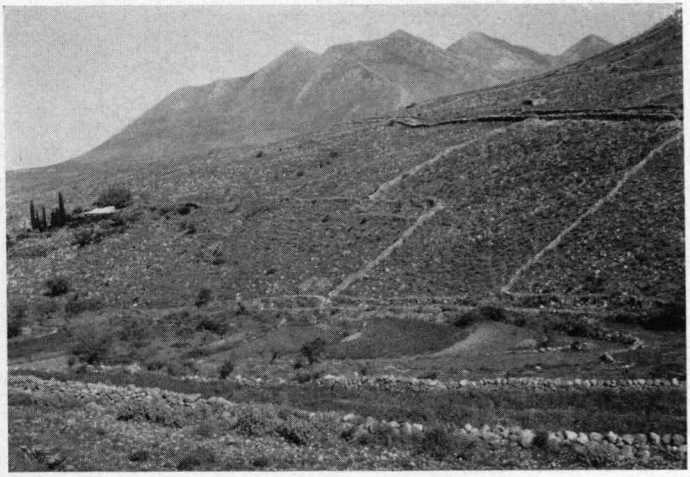
Die Teerstraße war nach wenigen Kilometern zu Ende, doch blieb der Weg leidlich und nur in der Schlucht, die den einzigen Zugang bildet und über der die Reste der Festung Passava thronen, mußte ein Bulldozzer zu Hilfe kommen, um den



Passava

Schlucht bei der Feste Passava

Weg frei zu machen, was aber nur möglich war, weil eben hier gerade an der Verbesserung der Straße gearbeitet wurde. Die Ausläufer des Taygetosgebirges sind nur hier durchgängig und man erreicht verhältnismäßig einfach zwischen verkarsteten Höhen und mauerverbauten Tälern, in denen sich die rote

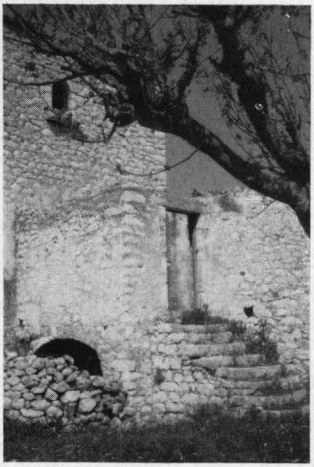


Zypressenumstandenes Gehöft auf dem Plateau zwischen Taygetos und Meere. Am Hang mauerumzogene Weidefläche, im Talgrund zusammengeschwemmte Roterde mit Getreide und Oliven

Straße in Areopolis mit Geschlechterturm

Erde in dolinengleichen Becken sammelt, Areopolis, die wichtigste Stadt des inneren Mani:
Enge, kopfsteinbepflasterte Gassen, weißgekalkte Wände und Bordsteine durchziehen die anspruchslose Stadt. Und da stehen sie wahrhaftig noch überall zwischen den Gassen, die Türme Manis, die Geschlechterburgen der Nyklier, der einst das Land beherrschenden Familien! Es ist noch so gar nicht lange her, daß die Gewehre, ja sogar Kanonen, aus ihren schmalen Fenstern knallten, um in harter Privatfehde der Familie die Vorherrschaft in der Stadt oder auch nur im Dorf zu sichern.

In Areopolis hört zwar die Straße nicht auf, aber in Pyrgos wird sie schon wirklich problematisch und als wir gar darüber hinaus, zur Küste abbiegend, bis Charouda vorstoßen und von dem Plateau, auf dem all diese Orte liegen, steil zur Küste hinunter zu fahren versuchen, sehen wir zwar überall, daß da und dort daran gearbeitet wird, den geröllfeldartigen „Weg" zu einer Straße herzurichten, aber zunächst heißt es eben doch immer



Areopolis
Eingang zu einem Geschlechterturm (links)
Rechts anschließend Wirtschaftsräume

wieder auszusteigen, um allzudicke Kalksteinbrocken aus dem Weg zu räumen.

Bei Charouda liegen, wenig über dem Meeresniveau, zwei viele hunderte Meter tief in den Berg führende Tropfsteinhöhlen. Trocken die eine, mit ragenden Hallen — wassergefüllt und zweieinhalb Kilometer nur im Boot zu befahren, die andere. Mani wird dem Fremdenverkehr erschlossen — die Höhlen mit ihren weissen, roten, gelben Tropfsteingebilden sind gewaltiger als die Adelsberger Grotte und bezaubernder als das Wunder Capris, die Grotta azurra. Sie werden bald von Fremden wimmeln und es wird Geld ins bitterarme Mani kommen — ob die Manoiten deshalb glücklicher werden?

Noch liegt das Land einsam und unberührt — seltsam in seinen alten Geschichten und voller Stolz auf die Vergangenheit, auf die Freiheit, die die Türken niemals und die Grenadiere des 11. Bayrischen Regimentes König Ottos ebensowenig zerschlagen konnten. Max Feder, ein griechisch sprechender, kluger bayrischer Offizier und persönlicher Freund der bedeutendsten Nyklier erreichte mit Geduld und Takt, was Gewalt nie vermochte: Mani suchte und fand den Anschluß an die Lebensformen des 1834 neuentstandenen griechischen Staates.

* Patrick L. Fermor „Mani, Reise ins unentdeckte Griechenland", 1960, R. Piper und Co. Verlag, München.

Weilerartige Siedlung bei Pylos.

Charouda – wie alle innermaniotischen Dörfer – ein ländliches San Gimignano

USA JETZT ANMELDEN - 1963 FLIEGEN!

Geschlossene Gruppen kultureller, wirtschaftlicher oder auch sportlicher Vereine erhalten bei Reisen nach den USA sehr wesentliche Vergünstigungen. Für 1963 haben sich nun einige uns wohlbekannte Vereine an uns mit der Bitte gewandt, ihnen für ihre Reisen geeignete Reiseleiter namhaft zu machen und ihnen auch bei der Ausarbeitung der Reiseroute mit unserem Rat beizustehen. Wir können diesen Bitten mit gutem Gewissen entsprechen, denn zwei unserer langjährigen, ehrenamtlichen Reiseleiter waren ein Jahr im Austausch in den Staaten, und unser altbewährter Reiseleiter, Oberstudienrat Dr. H. Raaf ist zur Zeit noch in Kalifornien. Außerdem haben wir in San Franzisko unter Leitung von Frau I. C. Erman schon seit einiger Zeit eine eigene Vertretung unseres Büros.

Auch Sie haben die Möglichkeit einer Reise nach den USA, wie sie so günstig selten gegeben ist. Nach den Bestimmungen der amerikanischen Luftfahrtbehörde müssen Sie allerdings einem der Vereine mindestens ein halbes Jahr vor Reiseantritt angehören. Sollten Sie ernsthaft daran interessiert sein, unter der bewährten Führung eines Karawane-Reiseleiters an einer solchen Vereinsreise teilzunehmen, bitten wir Sie um eine kurze Nachricht, auch wenn Sie zur Zeit noch keinem Verein angehören.

Sie fliegen übrigens mit modernsten Maschinen einer der großen Luftfahrtgesellschaften, wie sie im Linienverkehr verwendet werden.

Reisetermine:
7. April — 29. April 1963, 21. Juli — 12. August 1963, 3. Oktober bis 21. Oktober 1963. Jeweils 23 Tage, ab und bis Frankfurt/M.

Reiseroute: Frankfurt — New York — Niagarafall — Chikago — Salt Lake City — San Francisco — Los Angeles — Colorado Canon — St. Louis — Cincinnati — Washington — New York — Frankfurt.
Preis: DM 3675.—

Leistungen: Reisepreis von und bis Frankfurt, in den USA mit großen Überlandomnibussen mit Klimaanlage, **keine** Nachtfahrten, Unterbringung in erstklassigen Hotels in Zweibettzimmern mit Bad oder Dusche; volle, reichliche Verpflegung, alle Besichtigungen und Ausflüge.

Wissenschaftliche Reiseleitung in kleinen Gruppen durch Karawane-Reiseleiter.

Reisen mit verkürzter Rundfahrt und 14 Tagen zu freier Verfügung für Besuche. **Preis:** DM 1928.—

Besuchsreisen, ohne unser Rundfahrtprogramm, 23 Tage Frankfurt — New York und zurück DM 980.—.

(An- und Rückreise auch mit Schiff möglich — bitte verlangen Sie Sonderangebot.)

DIE KARAWANE

wird im Auftrag des Präsidiums der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde — Vorsitzender Prof. Dr. Friedrich Seebass — herausgegeben von Dr. Kurt Albrecht. Die Zeitschrift erscheint viermal jährlich. Die vorliegende Nummer 1, 1962/63 kostet für Einzelbezieher DM 2.20, Jahresabonnement für 4 Nummern DM 6.—, an die Mitglieder der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde erfolgt die Auslieferung kostenlos.

Früher erschienene Hefte sind zum Teil noch lieferbar.

Bitte verlangen Sie Gratis-Verzeichnis.

Bildnachweis:

Seite 3: Pressefoto, Seite 6, 7, 13 aus dem Karawane-Logbuch, Seite 15 Archiv, Seite 9, 17, 52, 53, 54 und 55 Dr. Kurt Albrecht, Zeichn.: Seite 18, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30 A. K. Lutz, Seite 35 und 43 Archiv Dr. V. Hell, Zeichn. Seite 46 mit Bild Seite 47 Dr. F. Fezer, Seite 51 nach P. L. Fermor, Mani.

Vorankündigung:

Der Inhalt unseres nächsten Heftes (3. Jahrgang 1962/63, Heft 2) ist „ROM" gewidmet.

Reiseprogramme der Karawane-Studienreisen 1963

bitten wir bei dem Büro für Länder- und Völkerkunde, Ludwigsburg, Bismarckstraße 30, kostenlos anzufordern.

FRÜHJAHR 1963

Karawane - Mittelmeer - Kreuzfahrten

sind unsere angenehmste Art zu reisen, da die Schiffe eigens für unsere Fahrten gechartert sind. Die Reiseleiter gehören den verschiedensten Fakultäten an, so daß die wesentlichen Interessengebiete vertreten sind. Die Preise schließen Bahnfahrt ab und bis München, **alle Landausflüge,** die **Transfers,** das **Karawane-Logbuch** und **volle Verpflegung** ein.

63/2 - A GRIECHENLAND BYZANZ

Tempel, Kirchen und Moscheen

(7. 4. — 21. 4. 63, MS „Philippos")

München — Venedig — Korfu — Athen — Volos — Meteoraklöster — Thessaloniki — Athos — Istanbul — Pergamon — Gythion — Mistra — Preveza/Arta — Venedig — München.

ab München ab **DM 940.—**

63/2 - B DAS KLASSISCHE GRIECHENLAND

und seine Inselwelt

(20. 4. — 4. 5. 63, MS „Philippos")

München — Venedig — Preveza — Olympia — Korinth — Mykene — Tiryns — Epidauros — Kreta/Knossos/Phaistos — Rhodos — Samos — Delos — Mykonos — Athen — Aegina — Delphi — München.

ab München ab **DM 940.—**

63/2 - C GRIECHENLAND KLEINASIEN CYPERN

Reise zu den Grenzen des Abendlandes

(7. 4. — 21. 4. 63, MS „Jugoslavija")

München — Venedig — Pylos — Kreta/Knossos/Mallia — Limassol/Kolossi/Curium/Paphos — Kyrenia/Bella Pais — Antalya/Aspendos/Perge/Site — Kusadasi/Priene/Milet/Didyma — Samos — Athen — Venedig — München. ab München ab **DM 980.—**

63/4 - D ZU ZWEIT IN DAS HEILIGE LAND

(7. 4. — 21. 4. 63, MS „Hermes")

München — Venedig — Korfu — Piraeus/Athen — Rhodos — Antalya/Aspendos/Perge — Beirut — (Flug Jerusalem) — Haifa — Patmos — Delphi — Venedig — München. ab München ab ca. **DM 965.—**

Anmeldungen, Vormerkungen oder Anfragen nur durch das

Büro für Länder- u. Völkerkunde Ludwigsburg

KARAWANE-STUDIENREISEN